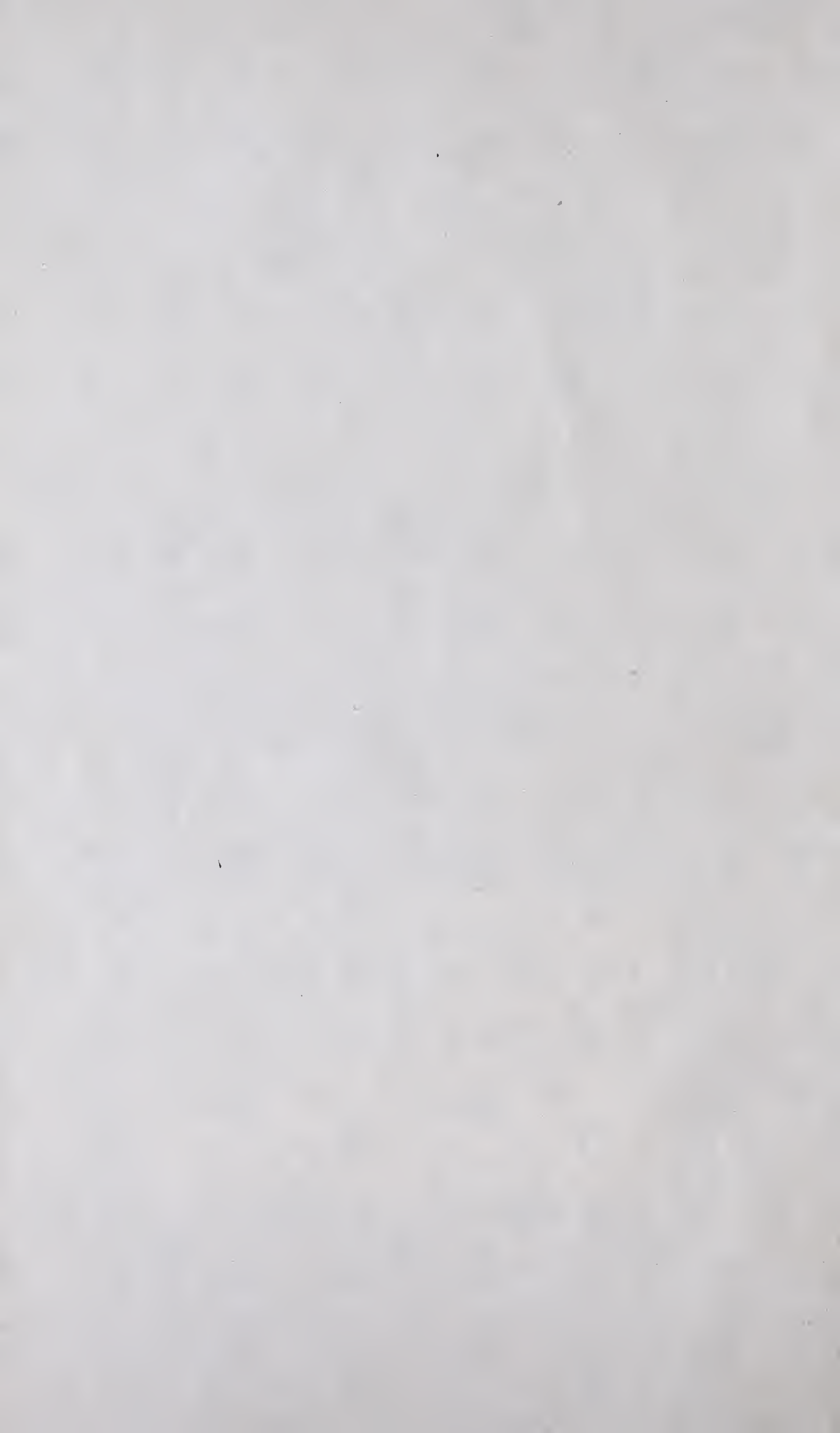
J. Spiecker,

Aus den

Rhein. Missionsgemeinden des Kaplandes.







Gustav Schmolke

Er führet mich auf rechter Straße.

Erlebnisse und Erfahrungen

beim Besuch unsrer Missionsgemeinden in der Kapkolonie sowie einiger in Südwestafrika.

Von

Pastor J. Spiecker,
Missionsinspektor.

Mit 44 Illustrationen und 1 Karte.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1903.

Vorwort.

Der Titel dieser kleinen Schrift möchte befremden und auch zu allgemein erscheinen; er bedarf deshalb der Rechtfertigung. Die Wahl desselben hat in den Reiseerlebnissen selbst seinen Anlaß. Als ich schweren Herzens und im Bewußtsein von der großen Verantwortlichkeit einer Missionsinspektionsreise das Schiff betreten hatte und am ersten Tage nach guter alter Gewohnheit mein Losungsbüchlein öffnete, fand ich darin, von freundlicher Hand als Lesezeichen eingelegt, das Wort: Er führet mich auf rechter Straße. So kam es, daß mir dasselbe gewissermaßen auf der ganzen Reise zur Parole ward; und auch in den schwierigsten Verhältnissen, ja in dunklen Stunden hat es sich als eine Kraft und ein Licht vom Herrn bewährt. Später wurde mir in einem Brief noch einmal der gleiche Spruch von einem unsrer Missionsgeschwister wieder in der Form eines Lesezeichens zugesandt und gab mir neue Freudigkeit zu den damals besonders schweren und verantwortungsvollen Arbeiten, die vor mir lagen. Wer irgendwie mit den Missionsverhältnissen vertraut ist, weiß sehr wohl, daß auf einer solchen Reise auch beim besten Willen und bei völliger Hingabe an die Arbeit sehr viel verfehlt werden kann. Gerade darum war ich dankbar, daß mir wiederholt von befreundeter Seite durch dieses Wort des Psalmisten die rechte und eigentlich selbstverständliche Richtung gewiesen wurde. Ich lernte dadurch vielleicht noch mehr wie sonst im Leben mein Auge unverwandt auf den Herrn heften, von dem allein die Hülfe kommt.

An Bord des „Adolf Woermann" im April 1903.

Der Verfasser.



I. Aus meinem Tagebuch.

1. Von Barmen nach Kapstadt.

Am 29. Oktober 1902 verließ ich das Missionshaus in Barmen. Wie allen abreisenden Geschwistern wurde auch mir samt meinem Reisebegleiter, dem stud. theol. Paul Coerper, meinem Neffen, zum Abschied, gewissermaßen als Wegzehrung, das schöne Lied gesungen: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn.“ Dann ging es zu dem neben dem Missionshaus gelegenen rheinischen Bahnhof, wo wohl die ganze Missionshausgemeinde und auch gar manche sonstige Freunde sich auf dem Perron versammelten, um uns noch einmal zum Abschied die Hände zu drücken. Solch eine Scheidestunde macht ja das Herz immer schneller schlagen und birgt eine Fülle der mannigfaltigsten Gefühle in sich, die man in Worten nicht ausdrücken kann. Zuerst wurde mir zwar der Abschied dadurch erleichtert, daß meine treue Frau und meine Kinder mich eine kleine Strecke begleiteten. Stärkend war es auch, daß der Posaunenchor des Missionshauses am Bahnhof noch verschiedene unsrer herrlichen Glaubenslieder anstimmte — zuletzt bei der Abfahrt des Zuges den schönen Gesang: So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende u. s. w. Gerade dieses Lied in einer vorzüglichen holländischen Übertragung und in Übereinstimmung mit meinem Reisemotto, dem Titel dieses Buches, hat mir auf der ganzen Reise Tag für Tag eine ganz besondere Stärkung geboten. In dem nahe gelegenen Vohwinkel galt es, von meinen Kindern Abschied zu nehmen und sie der Gnade des Herrn zu befehlen. Nach wenigen Stunden kamen wir glücklich in Wesel an, herzlich begrüßt von der uns seit vielen Jahren befreundeten Familie des Pfarrers Wardenberg. Dort haben wir im stillen Familienkreise noch einen sehr schönen Abend ver-

leben und viel Liebe erfahren dürfen. Am andern Morgen kam dann für mich der schwerste Abschied, nämlich von meiner teuren Frau. Doch durfte ich erfahren, daß auch in solchen Stunden der Herr unser Trost ist.

Als eine besondere Freundlichkeit Gottes sah ich es auch an und empfand es besonders an diesem Morgen, daß ich nicht allein zu reisen brauchte, sondern mein eben erwähnter Neffe mich begleitete. Die Kosten seiner Reise hatten einige meiner Verwandten und persönlichen Freunde in entgegenkommendster Weise übernommen; und für ihn selbst war es eine große Freude, eine solche Missionsreise mitmachen zu dürfen, zumal da seine eigene Schwester in unsrer Mission auf Sumatra als Missionarin tätig ist. Übrigens möchte ich hier bemerken, daß ich es nicht für ratsam halte, einen Missionsinspektor allein auf Reise zu senden. Man kommt dabei zu oft in eine Lage, wo ein treuer Begleiter sehr wertvoll, ja kaum entbehrlich ist.

Die Seereise von Vlissingen nach England verlief sehr gut. Am Abend gegen 9 Uhr kamen wir in London an. Im deutschen Heim, Finsbury Square, erwartete mich der in Missionskreisen wohlbekannte Herr Werner. In seiner äußerst liebenswürdigen Art beherbergte er uns in seiner Privatwohnung, die in einem der Vororte Londons liegt, und war uns in entgegenkommendster Weise behülflich, daß wir unsre geschäftlichen Angelegenheiten erledigen und auch die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Londons in Augenschein nehmen konnten. Vor unserer Abfahrt am Samstag begleitete uns Herr Werner noch selbst in das großartige Haus der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, das wohl auf jeden Besucher einen überwältigenden Eindruck macht. Man sieht hier, daß trotz der in weiten Kreisen herrschenden großen Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort dasselbe doch mehr und mehr in allen Ländern in ungezählten Exemplaren verbreitet und so der gute Same in viele Herzen ausgestreut wird. Die Arbeit dieser größten Bibelgesellschaft der Welt kann nicht vergeblich sein. Unter den im Bibelhaus gewonnenen Eindrücken von der sieghaften Macht des Wortes Gottes bestiegen wir dann die Eisenbahn, um unser Dampfschiff, die „Saxon“, in Southampton zur rechten Zeit u erreichen.

Als wir gegen 2 Uhr nachmittags an Bord desselben gingen, war es schon dicht von Passagieren besetzt. Die „Saxon“ ist einer der größten Dampfer, die den Ozean befahren. Sie hat über 12 000 tons Ladefähigkeit und ist in jeder Beziehung aufs angenehmste und praktischste eingerichtet. Weniger angenehm war uns natürlich die Überfüllung des Schiffes, befanden sich doch nicht weniger als 997 Passagiere an Bord. Nach Beendigung des Krieges strömten eben ganze Scharen nach Afrika, teils, um in ihre alte Heimat, die sie des Krieges wegen verlassen hatten, zurückzukehren, teils, um nach Afrika auszuwandern und dort ihr Glück zu suchen. Unter den vielen Passagieren war nur ein einziger Missionar, ein Schotte, Mr. Henderson, in dessen Gemeinschaft ich manch schöne Stunden verlebt habe. Stimmten wir auch nicht in allen Stücken überein, so hatten wir doch die gleiche Grundanschauung, daß nämlich unser Leben dem Herrn gehören solle und unsre Aufgabe sei, den Namen Christi, soviel an uns ist, unter den Völkern zu verherrlichen. Auch noch einige andre liebe christliche Freunde trafen wir an Bord, mit denen wir Gemeinschaft in dem Herrn haben konnten.

Am Sonntagmorgen hielt der Kapitän englischen Gottesdienst, an dem sehr viele Passagiere teilnahmen und dem auch wir mit herzlicher Freude beiwohnten, obwohl er nur in liturgischer Weise gehalten wurde. Durch reichliche Schriftverlesung nach englischem Brauch war derselbe recht anregend. Auch der am Abend dieses und des folgenden Sonntags stattfindende Missionsgottesdienst, den Missionar Henderson, unterstützt von einigen Freunden, leitete, war ziemlich zahlreich besucht.

Die Zeit auf dem Schiffe benutzte ich zu theologischen und namentlich missionsgeschichtlichen Studien. Dazu kamen mancherlei schriftliche Arbeiten. Vielleicht habe ich mir hierbei zu viel zugemutet, so daß ich infolge dessen die letzten Tage trotz des verhältnismäßig ruhigen Ganges des Schiffes sehr an der Seekrankheit litt. Augenscheinlich ist es nicht ratsam, sich während einer längeren Schiffahrt allzusehr geistig anzustrengen.

Eine kurze Unterbrechung erfuhr unsre an sich ja ziemlich eintönige Reise durch einen mehrstündigen Aufenthalt in Madeira. Der herrliche Anblick dieser wohl einzigartigen Insel überraschte uns nicht wenig. Gerne benutzten wir auch die Gelegenheit an

Land zu fahren und uns dort ein wenig umzusehen. Eine so üppige Tropenvegetation hatten wir noch nie geschaut und haben sie auch auf der ganzen Reise nicht wieder angetroffen. In einem traurigen Gegensatz zu der herrlichen Natur, in der wir buchstäblich unter Palmen wandelten, schienen uns die Bewohner zu stehen. Alle Kinder und viele Erwachsene bettelten uns an. Zu unsrer Freude sahen wir aber, daß sich auch hier ein freilich zur Zeit geschlossenes Bibelhaus sowie eine evangelische Kapelle befinden und also der armen, elenden Bevölkerung das Wort des Lebens dargeboten wird. Bald nach unserer Rückkehr zu dem Dampfer setzte dieser seine Reise nach dem fernen Süden fort.

Am 18. November morgens 6 Uhr erreichten wir nach sechzehntägiger Fahrt Kapstadt. Es hat mein Herz doch in schnellere Wallung gebracht, als ich da den großartigen Tafelberg und den Löwenkopf, die ich beide schon so oft auf Bildern gesehen und von denen ich so viel gehört hatte, vor mir liegen sah. Mit noch bewegterem Herzen betrat ich den Boden Afrikas, des Landes, nach dem schon so manche Zeugen Jesu Christi — auch von unsrem Barmer Missionshaus ausgegangen sind und für das auch ich schon so viel hatte arbeiten und beten dürfen.

Eine große Freude war es mir, daß die Brüder Weber I von Sarepta und der Superintendent unsrer kapschen Mission, F. Eich von Worcester, uns auf dem Schiff abholten. Bald kam auch Herr Albert Meier, der Sohn unsres in der Heimat weilenden Missionars Meier, der mich während meiner Reise im Missionshaus vertreten sollte. Mit großer Gewandtheit sorgte Herr Meier für unser Gepäck und alles, was damit zusammenhing; und dann ging es mit einem bereit stehenden, freilich erbärmlichen Wagen in die schöne Kapstadt.

Leider mußten wir in einem der teuren Hotels absteigen und dort bis zum dritten Tage verbleiben, da wir für den folgenden Abend bei dem deutschen Generalkonsul, dem sehr liebenswürdigen Herrn von Lindequist, eingeladen waren. Noch an demselben Tage fanden sich sämtliche zum Vorstand der kapschen Mission gehörige Missionare ein, nämlich die Brüder Weber II von Stellenbosch, Kreft von Tulbagh und Kling von Saron. Wir hielten auch alsbald eine mehrstündige Vorstandssitzung ab, wo einige besonders wichtige Fragen eingehend besprochen wurden.

Funchal auf Madeira.

Sie betrafen zum Teil meine Reise. Ein fester Plan für dieselbe konnte leider nicht entworfen werden, da gerade jetzt die Reiseschwierigkeiten in der Kapkolonie zufolge Mangels an Zugtieren besonders groß waren und dazu manche Dinge mit berücksichtigt werden mußten, die sich noch nicht übersehen ließen.

Die Tage in Kapstadt haben wir auch sonst gründlich ausgenutzt, vor allem zu Besuchen bei Missionsfreunden und maßgebenden Persönlichkeiten. Viel Liebe genossen wir in der Familie der Frau Ritter, der Witwe unsres einst von Barmen ausgesandten Generalkassierers Charles Ritter. Am zweiten Tage machten wir auch dem Pastor Siebe in Wijnberg einen Besuch. Derselbe stand bekanntlich früher im Dienst unsrer Mission in Windhoek und hat seinen Posten nur schweren Herzens verlassen. Von Herzen habe ich mich gefreut, bei ihm und seiner Frau noch eine so warme, herzliche Liebe zur Mission zu finden.

In Kapstadt entbehren wir leider ein eigenes Heim, wo unsre Missionare bei einem nötigen Aufenthalt in der Hauptstadt weilen können. Die Hotelpreise sind für uns Missionsleute kaum erschwinglich, und dabei ist auch das Hotelleben äußerst unangenehm. In befreundeten Häusern zu logieren, ist ebenfalls kaum tunlich; denn die Wohnungen sind in Kapstadt so teuer, daß sich die meisten Familien auf die nötigsten Räume beschränken müssen. Diese Umstände lassen den Besitz eines Missionshospizes in der Stadt sehr wünschenswert erscheinen. Der junge Herr Ritter hat für diesen Zweck schon 150 Pfd. Strl. zur Verfügung, die zur inneren Einrichtung dienen sollen. Er hält dafür, daß 2500 Pfd. Strl. nötig sind, um ein geeignetes Gebäude zu erwerben und zweckmäßig herzurichten, glaubt jedoch, daß sich das Kapital verzinsen und das ganze Hospiz sich selbst gut unterhalten werde. Unsre Mission kann die Sache nicht in die Hand nehmen; vielleicht findet sich aber einmal ein Freund, der in der Lage ist, das Geld herzugeben. Einem dringenden Bedürfnis würde dadurch abgeholfen werden. Würde ein Missionar in dem Hospize wohnen, so könnte er sich auch der in der Stadt zerstreuten Glieder unsrer Missionsgemeinden und — falls er der richtige Mann ist — zugleich der vielen dort ansässigen Mohammedaner annehmen. Es ist doch betrübend, daß unter diesen Verehrern des falschen Pro-

Kapstadt.

pheten, die immer zahlreicher werden, bisher, so viel mir bekannt ist, keine systematische Missionsarbeit getrieben wird.

Sehr glücklich waren wir, als wir am Donnerstag, den 20. November, die Bahn bestiegen, um unsre nächstgelegene Missionsstation, Sarepta, zu besuchen.



2. Sarepta.

Gegen 5 Uhr kamen wir in Begleitung des Bruders Eich nach einstündiger Fahrt in Kuils-River, der Eisenbahnstation von Sarepta, an. Hier wurden wir von Herrn de Villier, dem Schwiegersohn unsres alten Bruder Rath, in Empfang genommen und mit seiner Karre (zweirädriger Wagen) zu der etwa zwanzig Minuten entfernten Wohnung von Geschwister Weber gebracht. Diese wohnten zur Zeit nicht in Sarepta, sondern in Kuils-River in einem gemieteten Haus, das an der von Stellenbosch nach Kapstadt führenden Landstraße liegt.

Vor dem Haus hatten sich die Schulkinder mit ihren Lehrerinnen aufgestellt und begrüßten uns mit einigen schönen Liedern. Da ich im Gebrauch der holländischen Sprache noch nicht geübt war, so konnte ich ihnen nur wenige Worte des Dankes sagen, versprach jedoch, sie bald in ihrer Schule zu besuchen.

Am andern Tage fand in der Kirche zu Sarepta eine schlichte, aber würdige Begrüßungsfeier statt. Schon vor dem Gotteshaus sang der Chor einige Lieder, und ich hatte nun Gelegenheit, zum ersten Male die Sangestüchtigkeit unsrer braunen und schwarzen Gemeindeglieder zu bewundern. In der Kirche, wo sich ein großer Teil der Gemeindeglieder versammelt hatte, begrüßte mich zuerst in sehr herzlicher Weise unser alter lieber Bruder Weber. Dann ergriff ich das Wort und legte auf Grund von 2. Kor. 5, 14, 15 und 17 nach bestem Vermögen Zeugnis ab von der Liebe Christi, die auch mich an diese Stätte und zu dieser Gemeinde geführt habe. Daß mein Herz tief bewegt war, als ich zum ersten Male einer farbigen Gemeinde gegenüber stand und ihr das Wort Gottes predigen durfte, brauche ich nicht zu er-

wähnen. Die Aufmerksamkeit und offenbare Dankbarkeit der Zuhörer machte mir das Reden in der mir ungewohnten holländischen Sprache leicht. Zum Schluß sprach noch Bruder Eich über die große Schar vor dem Throne des Lammes und ermunterte in warmen Worten die Gemeinde zur Mitarbeit an dem Werke der Mission.

Nach der Kirche besuchten wir, wenn auch ziemlich eilig, fast sämtliche in Sarepta wohnenden Gemeindeglieder. Ich hatte Grund, mich über die Ordnung und Reinlichkeit zu freuen, die in den meisten Häusern herrschte. Dieselben liegen alle auf Missionsgrund, wo die Bewohner als Pächter oder Erbhalter der rheinischen Missionsgesellschaft leben. Der dortige Grundbesitz unsrer Mission beträgt etwa 30 Morgen, die teils geschenkt, teils durch Ankauf erworben sind. Hier stehen außer den Wohnhäusern auch die schmucke kleine Kirche, das etwas verbaute, aber immerhin wohnliche Missionshaus und die schöne, geräumige Schule. Die Kirche hat unser in Worcester verstorbener Missionar Esselen erbaut und im Jahre 1843 eingeweiht. Sarepta war damals Filial von Stellenbosch und wurde von den dortigen Missionaren treu bedient. Im Jahre 1862 übernahm der mit gebrochener Gesundheit aus dem Hererolande heimkehrende Missionar Rath dieses Filial, und von da an ist es eine selbständige Gemeinde geworden. Im Jahre 1894 legte Bruder Rath seines Alters halber das Amt nieder, und Bruder Eich trat an seine Stelle, der aber schon zwei Jahre später nach Worcester übersiedelte. Nachdem dann Bruder Juffernbruch, der nun in Stellenbosch als Hauptlehrer tätig ist, Sarepta einige Jahre verwaltet hatte, übernahm der jetzige Stationsmissionar Bruder Weber, früher in Saron, diese kleine Gemeinde, der er noch heute mit großer Freudigkeit das Wort des Lebens verkündigt.

Die Gemeinde Sarepta zählt nur etwa 550 Gemeindeglieder. Es will mir aber scheinen, daß sie bei richtiger Leitung noch eine große Zukunft haben kann. Die Gegend um Sarepta oder vielmehr Kuils-River wird nämlich immer bevölkerter, und es gilt, die dort wohnenden Christen und Heiden zu sammeln und mit Gottes Wort zu bedienen. Leider sind die Kirche und Schule sowie das Missionshaus sehr abgelegen. Eine Verlegung nach Kuils-River wäre sehr erwünscht. Davon

kann aber zur Zeit noch nicht die Rede sein, da die meisten Gemeindeglieder, obwohl sie teils sehr weite Wege machen müssen, um zur Kirche und Schule zu kommen, diesem Plan widerstreben. In zwei Sitzungen der Ältesten wurde der von mir angeregte Gedanke einer Verlegung einstimmig abgewiesen. In einer späteren Gemeindeversammlung jedoch, die ich bei meiner Rückkehr nach Sarepta abhielt, beschloß man fast einstimmig, in Kuils-River für den dort stattfindenden regelmäßigen Gottesdienst ein geeignetes kirchliches Lokal zu erbauen.

Die Sitzungen, die ich wie in Sarepta so in allen Gemeinden mit den Ältesten und Diakonen abhielt, haben mich in der Regel über Erwarten befriedigt. So trat es mir gleich in Sarepta entgegen, daß unsre Missionare an ihren Gemeindeältesten treue Helfer und Mitarbeiter haben. Freilich wurden auch einzelne törichte Gedanken und Wünsche geäußert, die eine gewisse Unreife nicht verkennen ließen, aber im großen und ganzen durfte ich mich nicht nur über das Interesse und die Liebe freuen, sondern auch vielfach über das Verständnis, womit diese Vorsteher die Gemeindeangelegenheiten berieten. Auch schien es mir, daß sie sich der großen Verantwortung ihres Amtes durchweg bewußt waren. Besonders erhebend war für mich der Gebetsernst, den offenbar viele dieser Männer bewiesen. Bei den Sitzungen sprach einer der Ältesten entweder das Eröffnungs- oder Schlußgebet. Auch hatten sie offene Augen für die Schäden in der Gemeinde. Sie verkennen nicht, daß die Eitelkeit vieler Gemeindeangehörigen, besonders mancher Frauen, die mir gleich bei dem ersten Gottesdienst aufgefallen war, ein Fehler sei, der mit Ernst bekämpft werden müsse. Auch die Trunksucht und die vielfache Übertretung des sechsten Gebotes, ebenfalls böse Schäden in unsren Gemeinden, bereiten den Ältesten tiefen Schmerz.

Am Samstag, den 22. November, besuchten wir die Familie de Villier, die etwa eine Stunde von Sarepta entfernt eine Farm besitzt. Frau de Villier ist eine Tochter des alten Bruder Rath. Diese Familie ist eine Hauptstütze der Gemeinde. Von ihr angeregt, machte ich auch der reformierten Pfarrschule einen Besuch und hielt den Kindern der oberen Klassen eine Ansprache mit Mitteilungen aus unsrer rheinischen Mission. Diese Kinder haben sich unter Leitung der Frau

de Villier und ihres Lehrers De Wet zu einem Missionsverein zusammengeschlossen und bringen große Summen für die Mission auf. Vor allem üben sie, wie mir versichert wurde, treue Fürbitte für die Missionsarbeit.

Zu meiner großen Freude lernte ich auch den frommen und tüchtigen Lehrer De Wet persönlich kennen und konnte mich eingehend mit ihm über Missionsangelegenheiten unterhalten. Dabei zeigte sich freilich, daß unsere Anschauungen in Bezug auf die Stellung zu den Eingeborenen in der Kapkolonie und zu den Schwarzen überhaupt weit auseinandergingen. Den meisten Angehörigen und Missionsfreunden der reformierten Kirche in der Kapkolonie scheint es unerläßlich, die Eingeborenen in abhängiger Stellung zu halten und ihnen nicht die vollen Menschenrechte, vor allem in sozialer Beziehung, zuzuerkennen. Ich leugne nicht, daß vom pädagogischen Standpunkte aus hierzu eine gewisse Berechtigung vorliegt und man in englischen und deutschen Missionskreisen vielleicht geneigt ist, allzuschnell den Farbigen eine gewisse soziale Gleichstellung zuzuerkennen, die ohne Frage oft recht schädliche Folgen haben kann. Auf der andern Seite liegt aber doch kein Recht vor, prinzipiell die Farbigen in eine abhängige Stellung zu verweisen und ihnen somit für alle Zeit die vollen Menschenrechte zu versagen. Durch eine solche Stellungnahme würde auf die Dauer die Missionsarbeit schwer geschädigt werden.

Am Sonntag, den 23. November, fand morgens wieder ein Gottesdienst in Sarepta statt, in dem Bruder Weber und ich zur Gemeinde redeten. Auch habe ich beim Schluß desselben zum erstenmal in der Kapkolonie vor versammelter Gemeinde die Taufe an einem Kinde vollzogen. Es ist eine schöne Sitte in unsren kapischen Missionsgemeinden, daß derartige Amtshandlungen in der Kirche unter tätiger Anteilnahme der Gemeinde geschehen. Gewiß werden manche ernstere Gemeindeglieder dieselben mit ihrer Fürbitte begleiten.

Gleich nach dem Mittagessen brachen wir in zwei Karren auf nach Matroosfontein, das jetzt das einzige Filial von Sarepta ist. In stark zweistündiger Fahrt erreichten wir diesen nicht allzufern von der Kapstadt gelegenen Platz. Bruder Weber hat hier aus Wellblech eine vorläufig den Bedürfnissen

entsprechende Kirche errichtet, die zugleich als Schule dient. In regelmäßigen Zwischenräumen versorgt er dieses Filial treu mit Gottes Wort. Als Schullehrer ist dort angestellt Paul Movanzilla, der auch einige Jahre im Barmer Missionshaus geweilt hat. Er ist der Pflegesohn des teuren in Mennighüffen verstorbenen Superintendenten Schmalenbach. In der Kapkolonie irrte er zuerst einige Jahre etwas ruhelos umher und stand in Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Jetzt ist es sein Herzenswunsch, dem Herrn zu dienen an den Seelen seiner kleinen und großen Volksgenossen. Bruder Weber ist bisher recht zufrieden mit ihm. Er hat auch eine prächtige, gottesfürchtige Frau gefunden, die ihm ohne Frage eine treue Gehülfin auf dem Lebenswege und in seinem amtlichen Wirken ist. Dies alles scheint mir eine Frucht der treuen Gebete seines Pflegevaters zu sein.

Als wir nach Matroosfontein kamen, hatte sich der Lehrer Paul mit seinen Schülern aufgestellt und empfing uns mit dem in deutscher Sprache gesungenen Liede: Jesu, geh voran u. s. w. Nach kurzen Begrüßungsworten ging es dann zur Kirche, die schon von Zuhörern überfüllt war. An keinem Tage in der Kapkolonie habe ich die Hitze so sehr empfunden wie während dieses Gottesdienstes in Matroosfontein. Trotzdem schien mir die Aufmerksamkeit groß und ungeteilt zu sein. Nach dem Gottesdienst, der etwa 1½ Stunden währte, entfernten sich die zahlreich anwesenden Heiden und fremden Gäste, so daß ich noch mit den Taufbewerbern und Gemeindegliedern ein Wort reden und, so gut es ging, auch wichtige Gemeindeangelegenheiten ordnen konnte. Die Arbeit in Matroosfontein steht im Segen und hat gewiß, wenn nicht ganz besondere Hindernisse eintreten, eine Zukunft.

Dem Paul Movanzilla und seiner Frau machten wir noch einen kurzen Besuch in ihrer kleinen Wohnung und hatten rechte Ursache uns über die Ordnung und Sauberkeit, ja die ganze Einrichtung des Hauses zu freuen. Der Herr wolle den so viel umhergeworfenen jungen Afrikaner mit seiner lieben Frau noch ferner reichlich segnen und für viele zum Segen setzen!

Gegen 8 Uhr abends kamen wir wieder in Kuils-River an. Dort hielt ich dann in einem provisorischen Raum noch eine Bibelstunde, wobei die Empfänglichkeit der Herzen mich

meine nicht geringe Ermüdung vergessen ließ. Die folgenden Tage in Sarepta und Kuils-River benutzte ich außer anderem zu Gemeindebesuchen. Die nicht in Sarepta selbst lebenden Gemeindeglieder wohnen sehr zerstreut und sind schwer zu erreichen. Verschiedene Wohnungen sah ich, wo eine echt afrikanische Unordnung herrschte; vor allem zeichnete sich dadurch die eines alten weißen Mannes aus, der eine eingeborene Frau geheiratet hat und mit ihr offenbar wenig glücklich lebt, auch von Gott und Gottes Wort nichts hören wollte. Dagegen traf ich einzelne Häuser an, die vollständig europäisch eingerichtet waren, und worin Gottesfurcht, Zufriedenheit und Wohlhabenheit herrschten.

Sehr interessant war mir ein Besuch, den ich bei Pastor Lückhoff, dem Sohn unsres alten, in Stellenbosch verstorbenen Missionars Lückhoff, machen konnte. Er ist reformierter Pfarrer in Durban-Ville nahe bei Kapstadt. Durch seine ruhige und sachliche Art, worin er mir über die afrikanischen Verhältnisse Aufklärung gab, hat er mir große Dienste geleistet. Ganz nahe bei seinem Pfarrhaus hat er ein großes christliches Erholungshaus errichtet, das immer überfüllt ist, und wo seine treue Gattin und seine Töchter mit andern Gehülfinnen im Segen walten. Bei meinem Besuch in diesem wohl eingerichteten Hause konnte ich auch unsre alte Missionarswitwe Budler, die daselbst wohnt, begrüßen. Überhaupt hat es mir auf der ganzen Reise in der Kapkolonie eine nicht geringe Freude gemacht, so manchen Kindern und sonstigen Angehörigen unsrer früheren Missionare zu begegnen und zu bemerken, daß sehr viele von ihnen sich eine warme Liebe zum Herrn und zur Mission bewahrt haben.

Am Dienstag revidierte ich die Schule und hatte dabei im wesentlichen recht gute Eindrücke. Ich glaube sagen zu dürfen, daß unsre Missionsschulen durchweg hinter mittleren Dorfschulen in der Heimat nicht weit zurückstehen. Als einen Mangel habe ich es freilich hier und da empfunden, daß der Religionsunterricht mehr zurückzutreten scheint, als es für eine Missionsschule wünschenswert und schicklich ist. Der Grund liegt wohl darin, daß bei der staatlichen Schulinspektion die Religion nicht berücksichtigt wird und die Lehrer vielfach als Ziel im Auge haben, daß das Resultat dieser Prüfung so günstig wie möglich ausfalle. Überall, wo ich diesen Mißstand wahrnahm,

habe ich mit Ernst auf ihn hingewiesen und möglichste Abstellung desselben zu erreichen gestrebt.

Die staatlichen Schulrevisionen tragen natürlich andererseits viel dazu bei, Lehrer und Schüler zur Anspannung aller ihrer Kräfte zu ermuntern. Zugleich ist es sehr erfreulich, daß die kapische Regierung unsre sämtlichen Missionsschulen in weitgehender Weise durch Gewährung von Geldmitteln unterstützt. Der jetzige Leiter des Unterrichtswesens in der Kapkolonie, Dr. Muir, den ich wiederholt besuchte, hat die Absicht, durch reichere Unterstützungen die Missionsschulen in den Stand zu setzen, noch bessere und zahlreichere Lehrkräfte in Dienst zu stellen. Der Mangel an geeigneten Lehrkräften macht sich bei unsren Missionsschulen vielfach schmerzlich fühlbar. Ein sehr ungünstiger Umstand schien mir auch zu sein, daß die Kinder in zwei Sprachen, Holländisch und Englisch, unterrichtet werden, was jedoch durch die kapischen Verhältnisse begründet ist. Die meisten Kinder sprechen zu Hause holländisch (d. h. kapholländisch), aber die Eltern wünschen meist sehr, daß sie außerdem das Englische erlernen, und von der Regierung wird dies auch vielfach verlangt. Einsichtige Schulinspektoren stellen es freilich den Lehrern anheim, ob sie in der einen oder andern Sprache unterrichten wollen. Sehr mißlich ist es ferner, daß keinerlei Schulzwang besteht und daher die meisten Kinder unsrer Gemeinden allzu früh die Schule wieder verlassen.

Die Schule in Sarepta ist zweiklassig. Als Hauptlehrerin ist Fräulein Frieda de Villier, die Enkelin unsres Bruder Rath, in großer Liebe und Treue tätig. Ihr zur Seite steht eine eingeborene Lehrerin, die unter ihrer Leitung die jüngeren Kinder, so gut es geht, unterrichtet. Hier in Sarepta schien mir übrigens der religiöse Unterricht mit Liebe und Hingebung erteilt zu werden; auch in den andern Fächern, vor allem Lesen, Schreiben, Rechnen, haben mich die Kenntnisse durchaus befriedigt. Die Schule war gut besucht und hat bei der aufwärtsgehenden Entwicklung der Gemeinde jedenfalls eine erfreuliche Zukunft. Doch halte ich es für wünschenswert, entweder dieselbe nach Kuils-River zu verlegen oder an letzterem Orte eine zweite Schule zu eröffnen.

Zwischen der Gemeinde Sarepta und ihrem Missionar, dem Bruder Weber, der trotz seines Alters seine Arbeit mit großer Freude tut, scheint mir ein Band der Liebe und des Vertrauens zu bestehen. Immerhin hat sein Alter in ihm selbst den Gedanken erweckt, daß ihm in dieser Gemeinde, die so manche Ansprüche an den Missionar stellt, sobald als möglich eine jüngere Kraft zur Seite trete, die ihn später ablösen kann. Sehr viel wird natürlich davon abhängen, daß wir für diese Arbeit einen geeigneten Mann nach dem Herzen Gottes finden. Erwähnenswert ist noch, daß die Gemeinde Sarepta überaus opferwillig ist. Wegen ihrer geringen Seelenzahl erhielt sie bisher noch einen jährlichen Zuschuß von 50 Pfd. Strl. aus dem kapischen Kirchenfonds. Darauf hat sie jetzt verzichtet und hofft, alle kirchlichen und Schulbedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten zu können.

Kurz vor meiner Abreise aus der Kapkolonie habe ich in Sarepta noch einen Tag zugebracht, an dem der Bazar stattfand. Es ist dies eine eigentümliche und nach meiner Ansicht nicht gerade ideale Einrichtung, die wohl in allen kapischen Gemeinden — nicht bloß in den Missionsgemeinden besteht und dazu dient, viel Geld aufzubringen. Bei Gelegenheit des Bazars feiert die Gemeinde eine Art christliches Volksfest, wo eine Fülle von Gegenständen, welche die Leute freiwillig als Geschenk für die Gemeinde dargebracht haben, wieder an die Gemeindeglieder und sonstige zusammengekommene Freunde verkauft werden. Hier in Sarepta sah ich eine ganze Menge von Früchten, vor allem große Körbe voll herrlicher Trauben, Wassermelonen und dergleichen mehr. Mit Gesang, Gebet und einer von mir gehaltenen Ansprache, die Bruder Weber (Stellenbosch) ergänzte, wurde der Bazar eröffnet. Nun begann ein sehr lebhaftes und munteres Treiben, das aber nach keiner Seite Anstand und gute Sitte verletzte. In wenigen Stunden waren zu meinem Erstaunen alle zusammengebrachten Gegenstände und Vorräte verkauft und zwar größtenteils zu hohen, ja sehr hohen Preisen. Für die erste Wassermelonen, die zum Verkauf gelangten und höchstens je zwei Mark wert warn, bezahlten wohlhabendere Gemeindeglieder nahezu je 20 Mark und brachten sie dann mir und den andern Missionaren zum Geschenk. Wir wußten schließlich gar nicht, was wir mit all den geschenkten Früchten anfangen sollten. Der Gesamt-

2*

ertrag des Bazars erreichte die Höhe von über 105 Pfd. Strl. = 2100 M. und stellte also eine außergewöhnliche freiwillige Beisteuer der Gemeinde für kirchliche Zwecke in der Höhe von vier Mark pro Gemeindeglied dar.



3. Stellenbosch.

Mittwoch, den 26. November, verließen wir gegen 5 Uhr Sarepta bezw. Kuils=River und fuhren mit dem Zuge nach Stellenbosch, unsrer ältesten rheinischen Missionsstation, wo wir in etwa einer Stunde eintrafen. Der Ort Stellenbosch hat zwei Bahnhöfe. Kommt man von Kapstadt, so steigt man auf dem ersten, Bosmans=Crossing, aus. Dies war uns unbekannt, und so fuhren wir durch zur eigentlichen Station Stellenbosch, ohne zu ahnen, daß Bruder Weber in Bosmans=Crossing am Bahnhof stand, um uns abzuholen. Erst, als sich der Zug in Bewegung setzte, sahen wir ihn und konnten ihm noch zum Glück ein Zeichen geben, so daß er alsbald hinübereilte, um uns auf dem anderen Bahnhof in Empfang zu nehmen. Wir fuhren dann mit der Pferdekarre eines Gemeindegliedes nach der hübsch gelegenen Missionarswohnung, die aus den Trümmern, die der Brand vor einigen Jahren übrig gelassen hat, neu und in besserer Ausstattung entstanden ist. Hier wurden wir gleich von einer ganzen Anzahl Missionsangehöriger begrüßt. Außer Schwester Weber und ihren acht munteren, zutraulichen und lieben Kindern bewillkommneten uns der alte Hererobruder Dr. Brincker und seine Gattin, ferner der Lehrer Juffernbruch mit seiner Frau und die alte Schwester Juffernbruch, früher Kupferbürger, samt ihrer Tochter. Nachher stellte sich auch Schwester Bertha Ramm, die jetzige Gemeindeschwester von Stellenbosch, und Fräulein Pick, die Vorsteherin unsres Stellenboscher Töchterinstituts, mit ihrer Schwester zur Begrüßung ein.

Außer den genannten Missionsangehörigen wohnen noch in Stellenbosch unsre Missionarswitwe Knab mit Tochter und Sohn und der emeritierte Lehrer Joh. Hahn mit seiner Familie, die natürlich ebenfalls sämtlich begrüßt wurden. Am Abend fand sich

auch der Kirchen- und Posaunenchor ein, um uns durch ganz vortreffliche Lieder und Vorträge zu erfreuen. Der Leiter des Kirchenchores, Jakobus Gabrielse, einer der trefflichen Ältesten von Stellenbosch, begrüßte mich auch mit einigen herzlichen Worten und gab mir dadurch Veranlassung, einige Dankesworte an die Sänger und Bläser und die sonstigen erschienenen Gemeindeglieder zu richten.

Als Wohnung wurde uns das Zimmer der seligen Schwester Kähler angewiesen, wodurch natürlich mancherlei Erinnerungen an die Vergangenheit und die segensreiche Tätigkeit dieser treuen



Missionshaus in Stellenbosch.

Magd des Herrn in mir wachgerufen wurden. Wie viele Seelen wohl mögen in diesem Zimmer bei der treuen Missionsdiakonissin von Stellenbosch Trost und Zuspruch gesucht und gefunden haben! Und wie viele Gebete sind hier zu dem Gnadenthron aufgestiegen, die gewiß dazu beigetragen haben, die Gemeinde in den blühenden Zustand zu bringen, worin sie sich jetzt befindet.

In Stellenbosch blieben wir ungefähr anderthalb Wochen, sind später aber noch wiederholt hierher zurückgekommen und fanden dadurch Gelegenheit, das nachzuholen, was beim ersten Besuch nicht hatte erledigt werden können.

Stellenbosch ist ein großer, von vielen Weißen und Farbigen bewohnter Platz. Hier befinden sich außer unsrer Missions-

gemeinde noch verschiedene evangelische Gemeinden von Weißen und Eingeborenen. Unter diesen nimmt die große alte Gemeinde der holländisch-reformierten Kirche den ersten Platz ein. An deren Spitze steht seit Jahrzehnten der Pfarrer Neethling, den ich wiederholt besucht habe. Auch verschiedene Geistliche der hier bestehenden englischen und schottischen Kirchen für Farbige und Weiße lernte ich kennen und schätzen.

Auch von der Natur ist Stellenbosch reich gesegnet. Das in Afrika so oft mangelnde und doch so unentbehrliche Wasser ist hier das ganze Jahr hindurch in reicher Fülle vorhanden. Daher ist es möglich, schöne und große Gärten anzulegen, aus denen überaus reiche Erträge erzielt werden. Ich erwähne nur die Stellenboscher Erdbeerenkultur, die eine reiche Erwerbsquelle gerade auch für unsre eingeborenen Gemeindeglieder bildet. Die Erdbeeren werden meist in großen Massen nach Kapstadt gebracht und dort sehr gut bezahlt. Noch nie in meinem Leben habe ich eine solche Fülle dieser herrlichen Früchte gesehen. Die Straßen von Stellenbosch sind fast alle mit prächtigen Eichbäumen bepflanzt, wodurch der Platz ein ganz besonders freundliches Aussehen gewinnt. Ringsum ist Stellenbosch von teils sehr hohen und steilen, aber durchweg kahlen Bergen umgeben, und nur nach Norden hin ist der Platz offen.

Die hiesige Missionsgemeinde ist am 6. Januar 1830 gegründet von unserem seligen Bruder Lückhoff, den der reformierte Prediger Borchards in Stellenbosch in sein Amt eingeführt hat. Er fand eine Kapelle für die Heiden vor, aber keine christliche Gemeinde; die sollte er erst aus den armen dort wohnenden Sklaven sammeln. Es war ein stumpfsinniges, tiefgesunkenes Geschlecht, unter dem er zu arbeiten hatte; aber mit freudigem Glaubensmut hat er das Werk begonnen, und schon im zweiten Jahre durfte er wenigstens einzelne aus den Heiden dem Herrn zuführen. Bis in sein hohes Alter hat er mit großer Treue in Stellenbosch gearbeitet, ohne auch nur ein einzigesmal seine deutsche Heimat wiederzusehen. Außer ihm hat eine ganze Reihe andrer Missionare wie Terlinden, Esselen, Juffernbruch u. s. w. teils vorübergehend, teils dauernd ihre Tätigkeit in Stellenbosch gefunden. Im Jahre 1878 wurde Bruder Lückhoff emeritiert, und Bruder Juffernbruch, der früher in Borneo tätig war, trat nun

an seine Stelle. Neben ihm begann im Jahre 1882 der jetzige Stationsmissionar J. Weber II seine Arbeit in Stellenbosch und leitet gegenwärtig die Gemeinde allein, hat aber an der Diakonissin, Schwester Bertha, und vor allem an dem Leiter der dortigen Schule, Bruder Juffernbruch, treue und gesegnete Gehülfen. Auch versteht er es offenbar vorzüglich, seine Gemeindeglieder, namentlich die Ältesten, zur Mitarbeit heranzuziehen.



Missionar Lückhoff.

Donnerstag, den 27. November, besuchte ich zunächst die Gemeindeschule von Stellenbosch. Außer dem Hauptlehrer, Bruder Karl Juffernbruch, sind hier fünf eingeborene Lehrerinnen tätig. Die älteste von ihnen ist allgemein bekannt unter dem Namen Else. Sie ist schon über 50 Jahre an der Schule tätig und leitet die unterste Klasse, die von kleinen Kindern bis herunter zu drei Jahren sehr zahlreich besucht wird. Bewundert habe ich ihre große Frische im Umgang mit den Kleinen. Auch ihr Lehrunterricht und ihre Art und Weise, über religiöse Dinge mit den Kindern zu sprechen, haben mich sehr befriedigt. Ganz besonders anziehend war es, als sie die Kinder singen ließ, und noch mehr, als sie in jugendlicher Frische und in sehr geschickter Weise Spiele mit ihnen veranstaltete. Auch in den übrigen Klassen wohnte ich verschiedenen Zweigen des Unterrichtes bei und hatte viel Ursache, mich über die ganze Haltung der Lehrenden und Lernenden zu freuen. Die Kenntnisse der Kinder waren ebenfalls in Anbetracht der Verhältnisse recht erfreulich. Es wird gewissenhaft und auch recht zielbewußt gearbeitet trotz der schon oben erwähnten schwierigen Verhältnisse. Die rechte Hand des Hauptlehrers ist die staatlich geprüfte Lehrerin Flora, die als solche schon über

30 Jahre an der Schule tätig ist und wohl auch ihre ganze freie Zeit in selbstloser Weise in den Dienst des Herrn und der Gemeinde Stellenbosch stellt. An ihr und noch manchen andern läßt sich sehen, was die Gnade des Herrn aus unseren braunen und schwarzen Gemeindegliedern machen kann.

Die Schule mit der dazu gehörigen Lehrerwohnung und anderen der Gemeinde gehörigen Gebäuden, die sich daran anschließen, bilden ein besonders ansprechendes Viertel für sich. Hervorzuheben ist unter jenen Gebäuden das schöne und zweckentsprechende Vereinshaus, das Bruder Weber nach Überwindung mancher Schwierigkeiten errichtet hat, außerdem das in dem früheren Knabenpensionat befindliche Siechenhaus, in dem auch Schwester Bertha ihre Wohnung hat und das älteren, unversorgten Gemeindegliedern Obdach und Pflege bietet. Aus dem sich anschließenden früheren Schulgebäude, das den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügte, hat Bruder Weber eine Reihe von Wohnungen hergerichtet, die an Gemeindeglieder vermietet sind. Die Wohnungsnot ist in Stellenbosch sehr groß und steigert sich immer mehr. Deshalb ist es das Bestreben unsres Bruders Weber, nach Möglichkeit für geeignete Wohnungen der Gemeindeglieder zu sorgen.

Das soeben beschriebene Gebäudeviertel liegt nicht allzufern von dem Missionshaus, das auf der Vorder- und Hinterseite sehr schöne große Gärten hat. An das Missionshaus schließt sich das sogenannte Erholungshaus für Missionare an, das aber gegenwärtig seinen Zweck nicht mehr erfüllt. Bruder Weber hat deshalb den einen Teil an einen Weißen vermietet, während der andere von unsrem alten Bruder Brincker bewohnt wird. Außerdem besitzt unsere Mission in Stellenbosch noch die großen und schönen Gebäude des Töchterinstituts, das neben der Stellenboscher Kirche und in der Front des Missionshauses liegt, von letzterem durch große Gärten getrennt. Die Kirche ist zwar einfach gehalten, auch ohne Turm, aber durchaus würdig und zweckentsprechend gebaut und dabei sehr schön gelegen an der Seite eines großen, freien, mit Eichen bepflanzten Platzes.

Am Freitag, den 28. November, wurde unser Töchterinstitut näher besichtigt. Die Leiterin, Fräulein Pick, mit ihren Lehre-

Schule von Stellenbosch.

rinnen machte auf mich einen vorzüglichen Eindruck. Dasselbe gilt von den Gebäulichkeiten und der ganzen Einrichtung. Schon auf dem Schiff hatte ich gehört, daß das rheinische Töchterinstitut in Stellenbosch sich eines sehr guten Rufes erfreue. Es hat freilich während des Krieges sehr schwere Jahre durchgemacht; doch steht es nach wie vor in voller Blüte und ist kaum in der Lage, allen Aufnahmegesuchen zu entsprechen. Dieses Institut steht gegenwärtig unter Leitung eines Komitees (Board). Mit den Mitgliedern desselben hatten Bruder Weber und ich am Dienstag, den 2. Dezember, eingehende Unterredungen, die später, nachdem wir mit Dr. Muir in Kapstadt, dem Leiter des Unterrichtswesens, in Verhandlung getreten waren, fortgesetzt wurden und dahin zielten, die sämtlichen Gebäude des Instituts für einen ansehnlichen Preis an das Komitee zu verkaufen. Die Zinsen dieses Fonds sollen dann zur Erziehung von Missionarskindern verwandt werden. Auch ist festgesetzt worden, daß im Komitee stets der Missionar von Stellenbosch Sitz und Stimme und einen maßgebenden Einfluß hat, daß ferner die in Stellenbosch wohnenden Missionarstöchter die mit dem Institut verbundene Tagesschule unentgeltlich besuchen können und für auswärts wohnende Missionarstöchter eine Reihe Freistellen im Institut offen bleiben. So dürfen wir hoffen, daß dasselbe auch fernerhin im alten Sinn und Geist geleitet wird und der Mission noch weitere gute Dienste leistet. Zu meinem tiefen Bedauern sieht sich die bisherige Leiterin, Fräulein Pick, des Alters halber genötigt, ihr Amt niederzulegen. Der Herr gebe, daß das Komitee an ihrer Stelle eine ebenso tüchtige und geschickte neue Kraft für das Institut finde.

Am Freitag nachmittag besuchten wir ein eine Stunde von Stellenbosch entferntes Bauerngut. Dieses hat Bruder Weber in Gemeinschaft mit einem andern Herrn, J. R. in Stellenbosch, gekauft und in 47 Erben geteilt. Letztere sind an Gemeindeglieder verpachtet worden und gehen bei prompter Pachtzahlung nach acht Jahren in den Besitz der Pächter über. Auf diese Weise sucht Bruder Weber einerseits der Wohnungsnot abzuhelfen, andrerseits die soziale Lage seiner Gemeindeglieder zu verbessern. Diese sind ihm für seine Bemühungen außerordentlich dankbar, während ihm seine zahlreichen Gegner unter der weißen, holländisch redenden

Bevölkerung auch aus diesem Vorgehen einen Strick drehen und behaupten, er suche dabei seinen eigenen Vorteil. Ich habe die ganze Angelegenheit bis in ihre kleinsten Einzelheiten kennen gelernt und mich von der gänzlichen Unrichtigkeit derartiger Vorwürfe überzeugt. Wir können Bruder Weber nur sehr dankbar sein, daß er so nach allen Seiten das Wohl seiner Gemeindeglieder auf dem Herzen trägt.

Die große, herzliche Liebe, die infolge dessen auch die Gemeindeglieder mit wenigen Ausnahmen zu Bruder Weber hegen, kam zum Ausdruck in einer sehr schönen Versammlung, die am Freitag abend von 8—10 Uhr im Vereinshaus stattfand. Zu derselben hatten sich die Ältesten samt ihren Frauen sowie die sonstigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Gemeinde eingefunden. In der Begrüßungsansprache berichtete Missionar Weber über die verschiedenen Zweige der Reichsgottes- und Gemeindearbeit, in der die erschienenen Gemeindeglieder tätig seien. Die einen arbeiten in den Sonntagsschulen in Stellenbosch und auf verschiedenen Außenplätzen, die andern besuchen Arme und Kranke und bringen ihnen Hülfe; ja, sie sorgen auch für die armen Aussätzigen auf Robben-Island und besuchen sie je und dann; andere helfen im Jünglingsverein oder unterrichten die Taufkandidaten und Konfirmanden auf den Außenplätzen; und allen liegt die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden am Herzen. Sie beten und sammeln für die Rheinische Mission, vor allem für die Ovambomission. — Nach der Begrüßungsansprache fand eine längere Pause zu leiblicher Erquickung statt. Da wurden Thee und Milch sowie feines Gebäck der verschiedensten Art und herrliche Früchte herumgereicht. Man hätte denken können, man sei in einem deutschen Salon, wo ein ernst christlicher Ton herrscht. Alle Kuchen und Früchte 2c. waren freiwillige Liebesgaben der schwarzen Teilnehmer. Es war also ein Liebesmahl im besten Sinne des Wortes, bei dem sich auch der feinste, vorurteilslose und fromme Europäer sehr wohl und glücklich gefühlt hätte. Ich konnte nur dem Herrn danken für alles, was ich sehen und hören durfte. Hier hatte ich denn auch die schönste Gelegenheit, mit den einzelnen zu sprechen, sie kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Zum Schluß gab ich den Empfindungen meines Herzens Ausdruck in einer Ansprache, anknüpfend an 1. Kor. 15, 58. —

Eine schönere und erhebendere Feier habe ich noch selten mitgemacht. Ich hatte tiefe Eindrücke bekommen von dem Segen, den der Herr auf die hingebende und selbstlose Arbeit unsrer Brüder — vor allem auf die treue Verkündigung des Evangeliums in Stellenbosch — gelegt hat.

Am Samstag besuchte ich unter anderen den emeritierten wesleyanischen Prediger Tindall, der in freundschaftlichem Verkehr mit unsrem Bruder Weber steht. Er hat früher in Warmbad gearbeitet und machte mir mancherlei interessante Mitteilungen über die Namas und ihre Sprache. Sehr bedauerte er, daß die Station Warmbad aufgegeben werden sollte. Auch machte ich an diesen und den folgenden Tagen, soweit es meine Zeit gestattete, Hausbesuche bei eingeborenen Gemeindegliedern. Die Eindrücke waren natürlich sehr verschiedenartig; doch fand ich überall ein williges Gehör für Gottes Wort, vielfach sogar ein verständnisvolles Eingehen auf dasselbe. Die erste Eingeborene, die ich besuchte, hatte gerade einen Blutsturz gehabt, und man erwartete ihr baldiges Ende. Sie war besonders dankbar für geistlichen Zuspruch und schien bereit, heimzugehen zu ihrem Herrn. Die Wohnungen waren zum Teil recht ungenügend und zeugten vielfach von großer afrikanischer Unordnung; aber auch solche habe ich gesehen, die hinsichtlich der Einrichtung, Ordnung und Reinlichkeit manche europäische Wohnung in Schatten stellen.

Der 30. November war ein sehr anregender und besetzter Sonntag. Es war leider der einzige, den ich in Stellenbosch zubringen konnte. Der Gottesdienst am Morgen begann um ½10 Uhr. Bruder Weber predigte über Matth. 21, 5, dann sprach ich über Offenb. 22, 12—21. Die Aufmerksamkeit der Gemeinde war anerkennenswert. Am Nachmittag fand Katechisation der 33 Taufkandidaten und 78 Konfirmanden statt; letztere standen im Alter von 16—30 Jahren und darüber. Außerdem werden auf den Außenplätzen noch etwa 30 Taufkandidaten und Konfirmanden unterrichtet. Bruder Weber wollte den Anwesenden in der Katechisation ihr Sündenelend und die rettende Gnade des Herrn vor Augen stellen; aber trotz der Geschicklichkeit, Hingabe und Geduld, womit er seine Aufgabe zu lösen suchte, hatte ich den Eindruck, daß das erwünschte Verständnis bei vielen nicht erzielt ward. Gerade der Tauf- und Katechumenenunterricht ist



Kirche in Stellenbosch.

wohl die schwierigste Aufgabe unsrer Missionare. Zum Schluß hielt ich eine Ansprache über Joh. 15, 16.

Am Abend war eine große Begrüßungs- und Missionsversammlung, die einen geradezu erhebenden Verlauf nahm. Bruder Weber und der jetzige Prediger der wesleyanischen Missionsgemeinde in Stellenbosch, Rev. Hudson, hielten beide eine herzliche Begrüßungsansprache. Dann wurden mir nach hiesiger Sitte zwei Adressen überreicht, die eine im Namen der Gemeinde von dem Ältesten Jakobus Gabrielse, die andre im Namen der Schul- und Sonntagsschulkinder von unsrem lieben Lehrer Juffernbruch. Gleichzeitig wurden mir von der Gemeinde 300 M., von den Kindern 100 M. für die Mission dargebracht. Im ganzen erhielt ich in Stellenbosch teils für die Mission, teils für die Reise über 600 M. Zum Schluß hatte ich dann Gelegenheit, noch einmal zur Gemeinde zu reden, wobei ich sie auf die verschiedenen Gebiete unsrer rheinischen Mission hinausführte und zu weiterer tätiger Mitarbeit ermunterte. Obwohl der Gottesdienst über zwei Stunden währte und die Hitze fast unerträglich war, hat auch nicht ein einziges Gemeindeglied vor dem Schluß die Kirche verlassen.

Bei den Gottesdiensten in Stellenbosch und in den meisten unsrer kapischen Missionsgemeinden habe ich es als eine ganz besonders erfreuliche und segensreiche Einrichtung empfunden, daß der gesamte Kirchenvorstand vor dem Beginn des Gottesdienstes sich mit dem Missionar in der Chorkammer versammelt und gemeinsam den Herrn um seinen Segen für das zu verkündende Wort bittet. In einigen Gemeinden wurde auch am Schluß des Gottesdienstes in gleicher Weise dem Herrn für den empfangenen Segen gedankt. An den einfältigen und warmen Gebeten der Ältesten und Diakonen habe ich mich meist recht erbaut.

Am folgenden Tage sah ich mit Bruder Weber die sehr sorgfältig geführten Kirchenbücher durch. Nach den darin enthaltenen Angaben zählt die Gemeinde Stellenbosch 1278 Abendmahlsberechtigte; hierzu kommen 1083 als Kinder Getaufte, die noch nicht konfirmiert sind. Außerdem stehen noch mehr als 500 Personen in einer loseren Verbindung mit der Gemeinde, so daß die Gesamtzahl der Gemeindeglieder wohl etwa 3000 beträgt.

Am Abend fand eine Sitzung des Kirchenvorstandes statt, wo in ähnlicher Weise wie in Sarepta über den Stand der Gemeinde

nach der religiösen und sittlichen Seite Auskunft gegeben und beraten wurde. Bei den vielen Klagen über Trunksucht in unsren Gemeinden war ich erstaunt, von den Ältesten zu hören, daß die Zahl der notorischen Trunkenbolde in Stellenbosch ganz verschwindend klein ist. Auch entziehen sich nur sehr wenige Gemeindeglieder der kirchlichen Zucht.

Gegen den Missionar Weber ist vielfach die Klage laut geworden, daß er als politischer Agent tätig sei und darüber sein eigentliches geistliches Amt vernachlässige. Auf seinen eigenen Wunsch legte ich in seiner Abwesenheit den Ältesten und Diakonen die Frage vor, ob nach ihrer Meinung jene Klagen berechtigt seien und ob ihr Missionar die Gemeinde geistlich hinreichend bediene. Nicht ohne Entrüstung wiesen sie die Klagen zurück und bezeugten einmütig ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er ihnen einen so treuen und hingebenden Lehrer und Verkündiger des Evangeliums gegeben habe.

Dagegen erschienen schon während dieser Sitzung einige Gemeindeglieder, um Beschwerde gegen Missionar Weber einzulegen. Die Kirchenvorsteher weigerten sich, diese Leute noch einmal anzuhören, und bezeichneten sie als Aufrührer, deren Klagen längst widerlegt seien und die sich nur von andern, die außerhalb der Gemeinde ständen, aufhetzen und verleiten ließen; es sei endlich an der Zeit, diese Menschen zur Ruhe zu verweisen. Als ich ihnen erklärte, man müsse die Schwachen in Geduld und Liebe tragen, antworteten sie: Es ist aber auch nötig, die Gemeinde vor Unruhestiftern zu schützen und den Frieden in ihr zu bewahren.

Ich bestellte nun die Kläger auf den andern Morgen 9 Uhr und habe dann eingehend und ernst mit ihnen geredet. Ihre schriftlichen Klagen habe ich dem Kirchenvorstand und dann dem kapischen Konferenzvorstand vorgelegt und sie in Gemeinschaft mit diesem ernst abgewiesen. Auch habe ich angedroht, daß sie aus der Gemeinde ausgeschlossen werden müßten, wenn sie nicht endlich von ihren Hetzereien lassen wollten. Die schriftliche Antwort, welche die Ankläger darauf an den kapischen Konferenzvorstand richteten, war nicht nur über die Maßen ungezogen und frech, sondern auch in Ausdrücken abgefaßt, die offenbar kein Eingeborener gebrauchte oder verstand. Sie erwies

sich dadurch als ein Machwerk irgend eines außerhalb der Gemeinde stehenden und dem Missionar Weber feindlich gesinnten Weißen.

Am Mittwoch fand eine gründliche Revision der Kassen und Kassenbücher statt. Mich hat es geradezu in Erstaunen gesetzt, eine wie großartige Verwaltung mit der Gemeindearbeit in Stellenbosch verbunden ist. Nur die strengste Ordnung und die sorgfältigste und gewissenhafteste Kassenführung macht es möglich, daß dieser große Apparat in geordneter Weise funktioniert und keine Mißhelligkeiten entstehen. Diese Kassenrevision ließ mich auch die große Opferfreudigkeit der Gemeinde Stellenbosch erkennen, wodurch sich freilich unsere anderen kapischen Missionsgemeinden ebenfalls zum größten Teil auszeichnen. Es ist dies doch ein Zeichen, welchen Wert unsere Christen in der Kapkolonie auf das ihnen verkündigte Evangelium legen und auf die Segnungen, die ihnen durch die Mission vermittelt werden.

Eine Erquickung bereitete mir noch an diesem Mittwoch der Besuch in dem Hause eines Ältesten, der etwa eine Stunde von Stellenbosch entfernt wohnt. Sein Name ist Stephanus September. Er hatte uns gebeten zu ihm zu kommen und sich mit Freuden bereit erklärt, uns mit seiner Karre abholen zu lassen. Zu der verabredeten Zeit fand sich denn auch ganz pünktlich der junge September mit der Karre vor dem Missionshause zu Stellenbosch ein. Wir freuten uns auf die schöne, erfrischende Fahrt, die in der erschlaffenden Hitze hier doppelt wohltuend ist.

Das Haus des Stephanus September liegt ziemlich hoch den Stellenboscher Berg hinauf. Schon unterwegs und ganz besonders, als wir oben ankamen, genossen wir mit Dank gegen den Herrn die herrliche Aussicht, die sich uns darbot. Der Älteste und seine Frau begrüßten uns mit großer Freude und Herzlichkeit. Man merkte, daß sie ihren Missionar lieb haben um des guten, seligmachenden Wortes willen, das er ihnen verkündigt. Sie haben sich da oben ein größeres Stück Land gemietet und auf demselben ihr einfaches, aber solides steinernes Haus gebaut. Man sagt vielfach, die schwarzen Leute seien faul. Hier zeugte alles von dem treuen Fleiß des Stephanus September und seiner schwarzen, redegewandten Frau. Schon fast 20 Jahre wohnen sie da oben und hängen nun an diesem Fleckchen Erde, wo sie soviel Schweiß vergossen und soviel Segen vom Herrn empfangen haben.

Zwölf Kinder hatte der Herr ihnen geschenkt. Sechs derselben hat er in noch jugendlichem Alter wieder zu sich genommen; und die Eltern freuten sich, daß sie sechs Kinder im Himmel haben. Auch die noch lebenden Kinder machen ihnen meist Freude und wandeln in den Wegen des Herrn. Besonders gefiel mir der Sohn, der uns mit der Karre hinauffuhr. Der ist freilich auch der Stolz und die Freude der Mutter. Zwei Kinder, die verheiratet sind, haben sich ganz in der Nähe ihr Haus gebaut und arbeiten Hand in Hand mit den Eltern, wobei sie die Wahrheit des Wortes erfahren: „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser." Um das Haus her hat Stephanus Eichen und Feigenbäume angepflanzt, die herrlichen Schatten gewähren und die schon an sich schöne Lage des Hauses noch viel heimischer und freundlicher machen. Rings umher hat er dann seine Erdbeerfelder, Gärten und Getreideäcker angelegt. Alles mußte dem bis dahin sterilen und steinigen Boden abgerungen werden. Durch eine einfache künstliche Wasserleitung werden von einer oberhalb gelegenen Quelle her die Felder berieselt. Gottes Segen hat zweifellos die Arbeit dieses treuen schwarzen Mannes begleitet und gekrönt.

Auch im Inneren des Hauses zeugte alles von Fleiß und Ordnungsliebe. Viel frische Luft gab es zwar nicht im Hause; denn es hatte des heftigen Windes wegen keine größeren Fenster als bei uns ein Keller. Überhaupt richtet der Wind hier oft Schaden an. Kurz vorher war den Leuten der Stall umgeweht und ihnen dadurch ein großer Verlust entstanden. Sie klagten aber nicht, sondern dankten dem Herrn, daß das Unglück nicht in der Nacht geschehen war, da in diesem Fall ihre beiden Maultiere getötet worden wären.

Wir haben wohl länger als eine Stunde im Hause zugebracht in anregendem und gesegnetem Gespräch. Ich zweifle nicht, daß der Herr in unserer Mitte gewesen ist. Sehr gut verstand es auch die Hausfrau, uns mit Kaffee und sehr gutem selbstgebackenem Kuchen, dazu mit herrlichen Erdbeeren, die gerade reif waren, zu bewirten. Zum Schluß haben wir dann Gottes Wort gelesen und miteinander zu dem Herrn gebetet, in dessen Namen wir zusammen gewesen waren. Nun war es aber auch hohe Zeit aufzubrechen, da wir noch andere Besuche zu machen und sonstige Arbeit zu verrichten hatten. Zum Abschied drückte mir der schlichte schwarze Stephanus Sep-

tember ein Papier in die Hand mit den Worten: „Bitte, nehmen Sie das für Ihre Reise!“ Abweisen durfte ich es natürlich nicht, zumal es so in Liebe gegeben war. Auch noch ein Körbchen herrlicher Erdbeeren und schöne frische Eier, die hier sehr teuer sind, mußten wir mitnehmen. Noch lange standen die Leute da und sahen uns nach. „Auf Wiedersehen droben beim Herrn!“ rief ich ihnen zum Abschied zu. — O, welch eine Freude wird es sein, wenn wir am Tage des Herrn denen begegnen, denen wir oder unsere Missionare durch Gottes Gnade Wegweiser zum Leben sein durften. Als ich nachher auf dem Rückwege das Papier des Stephanus öffnete, fand ich darin 1 Pfd. Strl. = 20 Mark. So macht die Liebe zum Herrn diese schwarzen Christen zu freudigen Gebern und Mitarbeitern am Bau des Reiches Gottes.

Bei einem der späteren gelegentlichen Besuche in Stellenbosch, als ich auf der Durchreise die Station berührte, hatte ich auch Gelegenheit, den Geburtstag unseres Bruders Weber mitzufeiern. Schon am Vorabend desselben brachten der Kirchen- und Posaunenchor dem Missionar ihre Grüße dar, und herzliche Ansprachen wurden gewechselt. Am Geburtstag selbst zeigte die Gemeinde eine seltene Teilnahme, die mir wieder Zeugnis davon abzulegen schien, daß hier Gemeinde und Prediger innig verbunden sind.

Der Herr wolle auch fernerhin auf diese alte und große Gemeinde seine reichen Segensströme fließen lassen.



4. Besuch in Paarl, Wellington u. s. w.

Außer in unsren Missionsgemeinden habe ich auch in einer Anzahl andrer Gemeinden Gottes Wort verkündigen oder doch Freunde und Angehörige unsrer Mission besuchen dürfen; und es scheint mir angezeigt, auch hierüber den Lesern einen kurzen Bericht zu erstatten. Von Stellenbosch aus besuchte ich zunächst unsren alten Bruder Rath, der in Wellington wohnte bei seinem Schwiegersohn, dem reformierten Missionar Pauw. Bruder Rath

zählt jetzt 86 Jahre und ist körperlich oft recht schwach, aber geistig von wunderbarer Frische. Sein Schwiegersohn, der ebenfalls nicht mehr jung ist, gleicht ihm äußerlich und innerlich in auffallender Weise. Eine Fülle von biblischen und Missionsfragen konnten wir im Geist der Liebe und meist in guter Übereinstimmung besprechen. Es ist wohltuend zu sehen, mit welchem Interesse die beiden alten Arbeiter im Reiche Gottes den Bau und die Entwicklung desselben verfolgen, und mit welcher Treue und Hingabe Missionar Pauw samt seiner Familie in der Mission tätig ist. In Wellington befindet sich auch das Missionsseminar der reformierten Kirche, in das ich wenigstens einen flüchtigen Blick tun konnte. Im Unterschied von unsren Missionshäusern ist es zugleich eine Pensionsanstalt für junge Leute, die in Wellington die höhere Schule besuchen. Soviel ich mich erinnere, wohnen immer ein oder zwei Missionszöglinge mit mehreren Pensionären auf einem Zimmer zusammen. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob sich dieses System, das uns befremdlich ist, bewährt hat. Neuerdings hat die reformierte Kirche ein neues Missionsseminar in Worcester eröffnet, wo ein großer Teil der durch den Krieg zur Missionsarbeit angeregten jungen Leute Aufnahme gefunden hat.

Von Wellington aus machte ich am Freitag, den 6. Dezember, einen Besuch in Paarl. Hier wohnt zur Zeit unsre alte Missionarswitwe Weich bei ihrem Sohn, dem dortigen reformierten Missionar. Ich freute mich sehr, diese liebe alte Schwester bei meinem zweiten Besuch in Paarl anzutreffen und kennen zu lernen, auch einige ihrer Kinder dort zu sehen. Ganz besonders interessant war es mir, daß sie mir zwei braune Dienstmächen vorstellte, die beide bereits 55 Jahre in großer Treue in ihrer Familie gedient hatten und auf mein Befragen ein freudiges Zeugnis ablegten von dem Glauben und der Liebe zum Herrn, die in ihrem Herzen wohnen. Auch den Sohn unsres alten Bruder Weber, den Dr. Weber, und seine sehr liebenswürdige Frau habe ich in Paarl besucht und mit meinem Neffen gastfreundliche Aufnahme bei ihnen gefunden. Vor allem galt mein Besuch in Paarl dem Prediger der deutschen Gemeinde, Pastor Hugo Hahn, dem Sohn des bekannten Begründers unserer Hereromission, Dr. Hugo Hahn. In seinem Hause habe ich mich per-

sönlich sehr wohl gefühlt und mich überzeugt, daß der alte Missionsgeist des Vaters in dem trefflichen und tüchtigen Sohn fortlebt. Auf seinen Wunsch hielt ich am Morgen des 15. Februar 1903 seiner deutschen Gemeinde eine Missionspredigt; am Abend machte ich dann noch eingehende Mitteilungen aus unsrer Mission und forderte die Gemeinde auf, auch fernerhin mitzuarbeiten an diesem Werk des Herrn. Pastor Hahn hält seiner Gemeinde regelmäßige Missionsstunden und unterstützt auch fortgesetzt und mit Freuden unsre rheinische Arbeit. Die Abendkollekte im Betrage von 50 M. wurde mir vom Kirchenvorstand für unsre Mission übergeben.

Der 6. Dezember führte mich mit Bruder Weber (Stellenbosch) wieder nach der Kapstadt. Die dortige älteste Eingeborenengemeinde, die 1797 gegründet worden ist, feierte gerade jetzt ihr Jahresfest; und weil sich sehr viele Christen aus unserer rheinischen Mission zu derselben halten, hatte Missionar Peppler, der an der Spitze dieser Gemeinde steht, eine ganze Anzahl unserer Missionare und auch mich zu dem Feste eingeladen. Ich hielt es mit Bruder Weber für angezeigt, seiner Einladung zu folgen; nach unserer Ankunft gesellte sich am Abend noch Bruder Weber I (Sarepta) zu uns. Alle drei haben wir dann am Morgen und Abend des Festtages in der großen, schönen Pepplerschen Kirche geredet und besonders unsren Gemeindegliedern, die uns zum Teil vor und nach dem Gottesdienst begrüßten, ein Wort ernster Ermahnung, aber auch freundlichen Trostes zugerufen.

Die Kapstadt bietet wie alle Großstädte und besonders die Seehäfen große Versuchungen und ist für unsre jungen und vielfach so unbefestigten Christen ein recht gefährlicher Platz. Viele kommen dort zu tiefem Fall; doch habe ich auch manche gefunden, die sich treu zu Gottes Wort halten und bestrebt sind, vor dem Herrn zu wandeln. Ja, Missionar Peppler teilte mir mit, er habe in seiner Arbeit die Erfahrung gemacht, daß gerade die Christen der rheinischen Missionsgemeinden weiter gefördert und innerlich gefestigter seien als andere. Missionar Peppler nimmt sich so viel wie möglich unserer in der Kapstadt zerstreuten Christen an; wir können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch einmal die Zeit komme, da auch die rheinische Mission beginne, den in der Kapstadt zerstreuten und verlorenen Schafen nachzugehen.

Hier sei auch mein wiederholter Besuch in Wijnberg bei Kapstadt erwähnt. Auf Einladung unseres früheren Missionars Siebe, der jetzt Pastor an der deutschen Gemeinde in Wijnberg ist, habe ich dort während der letzten Tage vor meiner Abreise von Kapstadt geweilt und am Sonntag, den 1. März, ein Missionsfest abgehalten. Die deutsche Gemeinde in Wijnberg ist klein und hat bisher mit ihrer Selbsterhaltung viel zu tun gehabt. Daher glaubte sie auch noch nicht für die Mission arbeiten zu können, obwohl verschiedene unsrer Missionare wie Dr. Hugo Hahn und Krönlein dort als Pfarrer tätig gewesen sind. Um so erwünschter war mir die Gelegenheit, diesen unsren Landsleuten ihre Missionspflicht ans Herz zu legen. Leider war der Besuch der beiden von mir gehaltenen Missionsgottesdienste infolge ungünstigen Wetters wenig zahlreich. Die Kollekte betrug 160 M. und wurde für unsre Mission bestimmt. Vielmehr noch freute es mich, daß Pastor Siebe versprach, von nun ab regelmäßig Missionsstunden abzuhalten und gerade auch das Interesse für unsre rheinische Mission in seiner Gemeinde zu wecken. Der Herr wolle diese seine Bemühungen mit Erfolg krönen und es auch die Gemeinde erfahren lassen, daß der Segen, den sie andern vermittelt, reichlich auf sie zurückströmt.



5. Carnarvon.

Montag, den 7. Dezember, fuhr ich in Begleitung meines Neffen von Kapstadt bezw. Stellenbosch mit der Bahn nach Worcester, wo wir nachts gegen 2 Uhr ankamen. Wir mußten leider an den Gemeinden Saron und Tulbagh vorbeireisen, denn Bruder Eich, der Superintendent unsrer kapschen Mission; hatte mir mitgeteilt, ich müsse unbedingt noch vor Weihnachten in Carnarvon sein. Nach einem eintägigen Aufenthalt in Worcester trat ich mit Bruder Eich die lange Reise nach Carnarvon, der östlichsten rheinischen Missionsstation im Kapland, an. Wir fuhren in einem Abteil mit drei Buren zusammen, die auf ihre Besitzung in Transvaal zurückkehrten. Sie hatten sich vor dem Kriege in die

Kapkolonie geflüchtet und freuten sich nun, nach geschlossenem Frieden wieder in ihre Heimat zurückreisen zu können. Angenehm war uns ihre Gesellschaft in sofern nicht, als sie auch die einfachsten Regeln europäischer guter Sitte nicht kannten; im übrigen aber hatten wir unsere Freude an der Biederkeit und der gegenseitigen herzlichen Liebe dieser drei braven Leute.

Nach einer zwanzigstündigen Bahnfahrt kamen wir in Viktoria-Station an, wo eine zweirädrige Karre bereit stand, uns nach Carnarvon zu bringen. Wir hatten aber noch fast zwei Tage zu fahren, allerdings mit Unterbrechungen. Von der Trockenheit und trostlosen Dürre, über die wir uns schon auf unserer Eisenbahnfahrt von Worcester nach Viktoria-Station durch die öde Karroo hindurch entsetzt hatten, macht man sich daheim doch von ferne keine Vorstellung. Auf mich machte es einen geradezu niederschmetternden Eindruck, auf beiden Seiten des Weges wohl Hunderte von toten Eseln und Pferden liegen zu sehen, die unbegraben dort verwesten oder von Raubvögeln verzehrt wurden. Ich kann sagen, daß wir immer wieder im Herzen zum Herrn schrien um Regen für dieses dürre und trostlose Land. Endlich kamen wir in Carnarvon an. Bruder Biesenbach und eine ganze Anzahl Älteste, sowie der Magistrat (etwa Landrat) Herr Bam, ein Missionarssohn, und andere Personen, darunter die Leiterin der hiesigen Schule, Fräulein Sterrenberg, die Tochter des seligen Missionars Sterrenberg von Carnarvon, waren uns eine halbe Stunde entgegengefahren, um uns zu begrüßen. Vor dem Missionshause wurden wir von den zahlreichen Schulkindern und dem gesamten Kirchenvorstand, sowie von vielen Gemeindegliedern mit mehreren schönen Gesängen und einer kurzen Ansprache des Bruder Biesenbach aufs herzlichste begrüßt.

In Carnarvon erwartete ich, eine ganz besonders schwierige Aufgabe zu finden. Wir hatten in Barmen den Eindruck gewonnen, daß wir es hier mit einer unruhigen, ja aufrührerischen Gemeinde zu tun hätten, und daß es deshalb außerordentlich schwer halten würde, dort wieder geordnete Zustände einzuführen. Tatsächlich gab es denn auch hier mancherlei zu regeln; und als die Ältesten bald nach meiner Ankunft die Frage stellten: „Kommt der Inspektor, um uns zu helfen oder um die Gemeinde zu vernichten?“ lag es mir noch mehr wie bisher an, den Herrn um

Weisheit zu bitten, damit ich in allen Dingen das Rechte sage und tue.

Die Gemeinde hatte schwere Zeiten durchgemacht. Nachdem sie lange Jahre in herzlicher Liebe mit ihrem Missionar verbunden gewesen war, entstanden in der Kriegszeit Mißhellig-



Kand. Coerper. Insp. Spiecker. Miss. Eich.

keiten, Zwietracht, Mißtrauen, ja vielfach Erbitterung. Vor allem waren es politische Meinungsverschiedenheiten, die diese Zustände herbeiführten. Die schwarzen Leute, so auch die Glieder dieser Gemeinde, standen eben fast ohne Ausnahme auf Seiten der Engländer, in denen sie die Befreier von dem Joch der Buren sahen und auch heute noch sehen, während sie fürchteten, daß ihre Lage eine wesentlich andere und zwar gedrücktere sein würde, wenn die Buren siegten. So war es für sie sehr schwierig, in den Kriegs-

wirren die rechte Stellung einzunehmen. Mit den politischen Zerwürfnissen waren zum Teil recht schwerwiegende Mißverständnisse verbunden.

Nach dem Weggang des Missionars war die Gemeinde längere Zeit ganz verwaist, und es drangen Gerüchte nach Barmen, als ob sie sich von der rheinischen Mission lossagen wollte. Als ich nach Carnarvon kam, hatte sich jedoch durch die treue und gewandte Tätigkeit des Bruder Biesenbach schon manches geändert; namentlich waren auch die meisten Mißverständnisse aufgeklärt. Während der Vakanzzeit hatte ein in der Nachbarschaft wohnender Missionar der reformierten Kirche, Bruder Latzky, der Schwiegersohn des seligen Bruder Sterrenberg, des Gründers der Gemeinde Carnarvon, sich derselben in treuer Weise angenommen. Zu meiner Freude hatte ich auch Gelegenheit, ihn kennen zu lernen und ihm im Namen der Gesellschaft für alle seine Bemühungen zu danken.

Für mich galt es nun in erster Linie, mit Hülfe der Brüder Eich und Biesenbach in das zufolge der Wirren arg zerfahrene Rechnungswesen der Gemeinde Carnarvon Ordnung zu bringen. Trotz der treuen und geschickten Vorarbeit des Bruder Biesenbach war diese Aufgabe nicht leicht. Die Lösung derselben scheint aber so weit mit Gottes Hülfe gelungen zu sein, daß Bruder Biesenbach erklärte, er könne nun ohne zu große Schwierigkeiten weiter arbeiten.

Die Hauptsache war aber, daß ein neues Band der Liebe und des Vertrauens zwischen der Gemeinde Carnarvon und der rheinischen Missionsgesellschaft geknüpft wurde. Diesem Zweck diente vor allem eine Sitzung, die ich am Dienstag, den 16. Dezember, mit den Ältesten der Gemeinde abhielt. Wir waren etwa sieben Stunden zu ernsten und zum Teil tiefgehenden Beratungen versammelt. Zu Anfang trat mir bei den Leuten eine gewisse Scheu entgegen, meinten sie doch, ich sei gekommen, um sie zu strafen; um so mehr galt es daher, über die einzelnen schwebenden Fragen, wegen derer sie besorgt waren, zur Klarheit und Einigkeit zu gelangen. Und der Herr hat dies gelingen lassen. Wir haben alles offen besprochen; auch die Mitglieder des Kirchenvorstandes äußerten sich bei Erörterung der einzelnen Punkte in der freimütigsten Weise; aber während der ganzen Zeit herrschte der Geist des Friedens und



Missionshaus in Carnarvon.

der Liebe unter uns; und ich kann sagen, daß nicht ein einziges liebloses Wort gefallen ist. Die Leute ließen sich sehr gerne belehren und zeigten dadurch, daß sie unter der Zucht des Heiligen Geistes standen.

Vor allem mußte in dieser Sitzung den Ältesten ein klarer Einblick in die Vermögensverhältnisse der Gemeinde gegeben werden. Dieselben sind sehr gut, jedenfalls viel besser als die irgend einer Gemeinde in der Kapkolonie. Wohl war ja auch darin in der Zeit der Wirren mancherlei Unordnung eingerissen, und die Ältesten hatten sich allzu weitgehenden Befürchtungen hingegeben; als ich ihnen aber jetzt einerseits die Schulden, andrerseits den Vermögensstand der Gemeinde offen darlegte, haben sie sich nicht nur vollständig beruhigt, sondern auch in der herzlichsten Weise ihre Dankbarkeit bezeugt. Dies geschah auch dadurch, daß sie weit über 400 M. für meine Reisekosten zusammenbrachten, obwohl es gerade in der gegenwärtig sehr trockenen Zeit nicht viel Geld unter den Leuten gab.

Der gute Vermögensstand der Gemeinde rührt daher, daß die englische Regierung derselben bei ihrer Gründung ein fast zehn deutsche Quadratmeilen großes Stück Land geschenkt hat. Dieses Land ist in 112 Erben geteilt worden und zwar in der Weise, daß jeder Erbbesitzer am Orte selbst nicht nur Baugrund, sondern auch Gartenland erhalten hat und das Recht besitzt, im großen Außenfeld eine gewisse Anzahl Groß- und Kleinvieh zu unterhalten. Außerdem hat er noch ausreichendes Säeland und darf in gewissen Teilen des Außenfeldes einen weiteren Garten anlegen. Diese Verteilung des Landes an einzelne Familien und Besitzer hatte zwar zur Folge, daß nach und nach etwa die Hälfte des Grundbesitzes in die Hände der Weißen überging; aber die fleißigen Erbhalter haben sich bemüht, zum Teil mit Aufwand von viel Arbeit und Geld, Brunnen anzulegen und dadurch äußerst fruchtbare Gärten zu gewinnen. Einzelne haben auf diese Weise nicht nur in der Nähe von Carnarvon, sondern auch weit draußen im Außenfeld Gärten angelegt und erzielen daraus einen keineswegs unbedeutenden Gewinn. Es ist zu hoffen, daß manche andere diesem guten Beispiel folgen und dadurch die soziale Lage der Gemeindeglieder noch wesentlich gebessert wird.

An einem der letzten Tage meines zehntägigen Aufenthaltes in Carnarvon fuhren wir zusammen hinaus auf verschiedene solcher Außenplätze. Um den äußersten derselben zu erreichen, mußten wir mit der schnellen Pferdekarre fast drei Stunden unterwegs sein. Auf dieser Fahrt lernten wir verschiedene Mitglieder des Kirchenvorstandes in ihrem häuslichen Leben kennen und machten dabei im großen Ganzen die erfreuliche Wahrnehmung, daß die Missionsarbeit hier auch in Bezug auf das irdische Leben und die Wohnungsverhältnisse der Leute mancherlei Erfolge erzielt hat. Auf der ganzen Fahrt bewirtete uns ein Gemeindeältester von Carnarvon in sehr ansprechender Weise. Auch in den Häusern, wo wir einkehrten, erfuhren wir überall gastfreundliches Entgegenkommen.

Bei dieser Gelegenheit fiel mir freilich mehr noch als bisher der große Gegensatz auf, worin die Bastards zu den Kaffern stehen. Mit der gleichen, ja, fast noch größerer Verachtung als die meisten Weißen sehen durchweg die Bastards auf alle Farbigen herab. Eine sonst sehr liebe und ernst christlich gesinnte Frau eines Diakonen erklärte mir geradezu, die Arbeit an den Kaffern sei doch vergeblich; diese seien nun einmal schmutzige Leute und wollten sich nicht ändern. Sie ließ sich dann freilich in etwa von mir belehren und wegen der Lieblosigkeit ihrer Worte strafen. Ist es auch Tatsache, daß noch sehr viele Kaffern in einem viel größeren Schmutz leben und sich darin behaglich fühlen als manche besser gesinnte Bastards, so habe ich doch auch während meines Aufenthaltes in Carnarvon in mancher Hütte oder Pontok von Kaffern gesessen, wo es recht reinlich war, und habe manche Kaffern mit großer Freudigkeit von ihrem Glauben an den Herrn Jesum und ihrer Liebe zu ihm Zeugnis ablegen hören.

Immerhin wird es gerade in Carnarvon die Aufgabe des Missionars sein, durch die Predigt des Evangeliums auch dahin zu wirken, daß die christlichen Bastards es als ein Unrecht empfinden, den sozial noch tiefer stehenden Kaffern mit Verachtung zu begegnen. Andererseits ist zu hoffen, daß es gelingen wird, die Kaffern in ihrem sozialen und häuslichen Leben auf eine bessere Stufe zu bringen. Übrigens sind dieselben von dem gleichen Hochmut beseelt wie die Bastards. Wohl beklagen sie sich darüber, daß sie von jenen unterdrückt werden, aber sie selbst blicken

wiederum mit Stolz und Verachtung auf die Buschleute herab und behaupten, diese hätten keine Seele. Wir haben jedoch die Zuversicht, daß auch hier die Zeit kommen wird, da ein Stamm den andern mit brüderlicher Liebe umfaßt und alle miteinander friedlich dem Herrn dienen und Ihn preisen, der in Seiner Liebe für alle in den Tod gegangen ist.

Daß die göttliche Kraft des Evangeliums eine den Rassenhaß ertötende brüderliche Gesinnung in unseren Gemeinden schaffen kann, durfte ich so recht bei der vorhin beschriebenen Sitzung des Kirchenvorstandes sehen. Die Ältesten der Gemeinde Carnarvon bestehen, wie letztere selbst, zur Hälfte aus Mischlingen, zur Hälfte aus Kaffern; aber von einer gegenseitigen Abneigung war keine Spur wahrzunehmen. Die Herzen aller waren offenbar aufs innigste verbunden. Sie waren eins geworden in ihrem Herrn und Heiland. Ein Unterschied zwischen beiden Rassen zeigte sich nur insofern, als die Mischlinge besser ihre Sache zu vertreten und das Wort zu führen verstanden, während die Kaffern sich zäher und gründlicher erwiesen.

Bemerkenswert ist auch, daß die Kaffern sehr an ihrer Sprache hängen. Obwohl viele, vielleicht sogar die meisten holländisch verstehen, muß doch in allen Hauptgottesdiensten aus dem Holländischen in die Kaffernsprache gedolmetscht werden. An einem Morgen kamen fünf Kaffernfrauen zu mir und beklagten sich darüber, daß ihre Sprache nicht genug berücksichtigt und gewürdigt werde. Sie wünschten vor allem, daß ihre Kinder wenigstens den Religionsunterricht in der Kaffernsprache erhielten und darin auch der Tauf- und Konfirmandenunterricht für die Kaffern erteilt werde. Als Missionar Biesenbach ihnen jedoch versicherte, daß er sobald als möglich selbst die Kaffernsprache lernen wolle und bis dahin einer der Ältesten den Religionsunterricht auf Wunsch in der Kaffernsprache erteilen solle, gaben sie sich zufrieden.

Das Dolmetschen ist übrigens bei den Gottesdiensten nicht so hinderlich, wie ich es früher angenommen hatte. Nur bei der ersten Predigt am Sonntag, den 14. Dezember, war mir die Sache etwas ungewohnt, aber in den späteren zahlreichen Predigten und Ansprachen störte mich das Dolmetschen kaum mehr. Immerhin werden dadurch die Gottesdienste sehr in die

Kirche in Carnarvon.

Länge gezogen. Ich billigte es daher völlig, daß Bruder Biesenbach nur in solchen Gottesdiensten dolmetschen ließ, wo dies herkömmlich geschah, wiewohl es den Kaffernältesten am liebsten wäre, wenn es in allen Gottesdiensten eingeführt würde. Im ganzen habe ich in Carnarvon an zwei Sonntagen Gelegenheit gehabt, in je drei verschiedenen Gottesdiensten — zum Teil mit Bruder Eich und Biesenbach zusammen — das Evangelium zu verkündigen; außerdem fand am Mittwoch noch ein Abendgottesdienst statt. Sämtliche Gottesdienste waren sehr zahlreich besucht, und ich stand unter dem Eindruck, daß die Leute mit aufrichtigem Herzensverlangen das gepredigte Wort aufnahmen. In zwei Abendgottesdiensten fand jedesmal eine Missionskollekte statt, die über 100 M. ergab. Es ist bemerkenswert, daß es in Carnarvon gar kein Kupfergeld gibt. Die kleinste Münze hat den Wert von 25 Pfg. Dies macht sich auch bei den Kollekten geltend und ist zugleich ein Hindernis, regelmäßige Kirchenkollekten in allen Gottesdiensten einzuführen, was natürlich eine wünschenswerte Einrichtung wäre.

Besondere Erwähnung verdient der Sonntagnachmittagsgottesdienst in Carnarvon. Dieser wird in der Regel nicht vom Missionar, sondern gemeinschaftlich von den Ältesten gehalten. Bei meiner Anwesenheit baten freilich die Ältesten, daß ich denselben übernehmen solle, aber ich wünschte, daß sie bei ihrer hergebrachten Weise blieben, und versprach, nur zum Schluß noch ein Wort zu reden. Verschiedene Ältesten hielten dann auch ganz kurze Ansprachen — immer im Anschluß an ein bestimmtes von ihnen vorgelesenes Bibelwort und ließen dazwischen sehr viel singen, teils in holländischer, teils in der Kaffernsprache. Es machte auf mich einen tiefen Eindruck, daß die Gemeinde all die verschiedenen Melodien ohne weiteres und ohne Begleitung anstimmte. Die Leute müssen einen großen Schatz von Liedern im Kopf haben. Die Ansprachen der Ältesten waren zwar nicht sehr inhaltreich, aber sie zeugten doch von warmer Liebe zu dem Heiland und haben gewiß der Gemeinde zur Erbauung gedient. Ohne Frage hat unser Bruder Biesenbach an seinen Ältesten treue und gesegnete Mitarbeiter. Sie halten nicht nur die Gottesdienste am Sonntagnachmittag und die regelmäßigen öffentlichen Morgenandachten in der Schule, sondern besuchen auch die Kranken,

machen Hausbesuche, strafen die Widerspenstigen und lassen es sich angelegen sein, die Gemeinde zu erbauen und die Kräfte des göttlichen Wortes in ihr zur Entfaltung zu bringen.

Ganz besonders erfreulich ist auch das vertrauensvolle Verhältnis, worin die Ältesten zu ihrem Missionar, Bruder Biesenbach, stehen, an dem auch die übrige Gemeinde in Liebe hängt. Trotz seiner Jugend steht er in ihrer Mitte gleichsam wie ein Vater da, obwohl er mit großer Festigkeit und bei Mängeln und Vergehungen mit der gebührenden Strenge auftritt.

Von meiner übrigen Arbeit in Carnarvon sei nur noch der Besuch der Schule erwähnt. Dieselbe hat drei Klassen. An der obersten steht meist ein weißer Lehrer oder Lehrerin, während die beiden anderen von zwei eingeborenen Lehrern geleitet werden. Es ist jedoch nicht leicht, die richtigen Lehrkräfte zu gewinnen. Zur Zeit meines Aufenthaltes unterrichtete vorübergehend Fräulein Sterrenberg, eine Tochter unsres seligen Bruders Sterrenberg, in der Schule. Die Leistungen der Kinder waren den Verhältnissen nach befriedigend, ja einzelne Schüler haben mich durch ihre Kenntnisse überrascht. Immerhin trifft, was im allgemeinen von den Schulen gesagt ist, auch auf diese zu.

Aus der Geschichte der Gemeinde Carnarvon sei folgendes mitgeteilt. Dieselbe ist im Jahre 1847 von Bruder Alheit gegründet worden und ist die einzige Kafferngemeinde, die wir in unsrer rheinischen Mission haben; doch besteht sie gegenwärtig zur Hälfte aus Bastards. Während sonst die Mission unter den Kaffern für sehr schwierig gilt, fand Bruder Alheit unter dem hierhin versprengten Stamm mit dem Worte Gottes einen recht erfreulichen Eingang. Lange Zeit hat der jetzt in Konkordia stationierte Bruder Dönges ihm als Lehrer zur Seite gestanden und ebenfalls im Segen gewirkt. Im Jahre 1865 verließ sodann Bruder Alheit die Station, um zunächst in Stellenbosch seine Tätigkeit fortzusetzen. Nach seinem Weggang wurde Bruder Sterrenberg, der schon seit 1855 in Carnarvon (damals Schietfontein) treu gearbeitet hatte, der eigentliche Leiter der Station. Im Jahre 1872 feierte dieselbe ihr 25 jähriges Jubiläum. Sie zählte damals etwa 1400 Seelen. So gab es an dem Jubiläumstage viel Anlaß zu Lob und Dank gegen den treuen Herrn, der die Gemeinde auch in schweren Zeiten bewahrt und gesegnet

und sie immer mehr hatte wachsen lassen. Nachdem Missionar Sterrenberg gestorben und darauf die Station vorübergehend von verschiedenen Brüdern verwaltet worden war, trat der junge Missionar Stremme in die dortige Arbeit ein. Er hat einige recht gute Jahre in Carnarvon verlebt und konnte in seinen Berichten von reichem Segen des Herrn rühmen; doch, wie schon oben dargelegt, hat seine Wirksamkeit in den Kriegswirren einen recht betrübenden Abschluß gefunden. Um so mehr dürfen wir dankbar sein, daß jetzt nicht nur der Friede wieder ins Land und in die Gemeinde eingekehrt ist, sondern der Herr es auch dem Bruder Biesenbach hat gelingen lassen, die vielfach ungeordneten Zustände wieder soweit zu regeln, daß ich mit großer Freudigkeit auf meinen Aufenthalt in der Gemeinde Carnarvon zurückblicken kann. Derselbe endete am Sonntag, den 21. Dezember. Nach dem Abendgottesdienst bestiegen Bruder Eich, mein Neffe und ich gegen ½ 11 Uhr die Karre und reisten auf dem bereits beschriebenen Weg über Viktoria West nach Worcester, wo wir, ermüdet von der sehr langen Fahrt, am Mittwoch morgen gegen 3 Uhr ankamen; — herzlich dankbar, daß wir nun den heiligen Abend und die nachfolgenden Festtage in der Gemeinde verleben konnten und nicht noch in der Karre oder im Zuge zuzubringen brauchten.



6. Worcester.

In Worcester, unsrer größten Missionsgemeinde in der Kapkolonie, mußte ich mich, wie schon oben erwähnt, wiederholt aufhalten, teils wegen der zentralen Lage dieser Station, teils, weil unser Superintendent, Bruder Eich, dort wohnt, und auch die Konferenz an diesem Orte stattfand. Worcester ist eine groß und schön angelegte Stadt. Die breiten, mit herrlichen Bäumen bepflanzten Straßen, an deren beiden Seiten meist ein kleiner Wasserstrom fließt, machen gerade in dem sonst vielfach so trockenen, baumlosen Afrika einen überaus wohltuenden Eindruck. Außer der rheinischen gibt es hier keine Missionsgemeinde, wohl aber eine große holländisch-reformierte und auch eine kleine deutsche Gemeinde mit

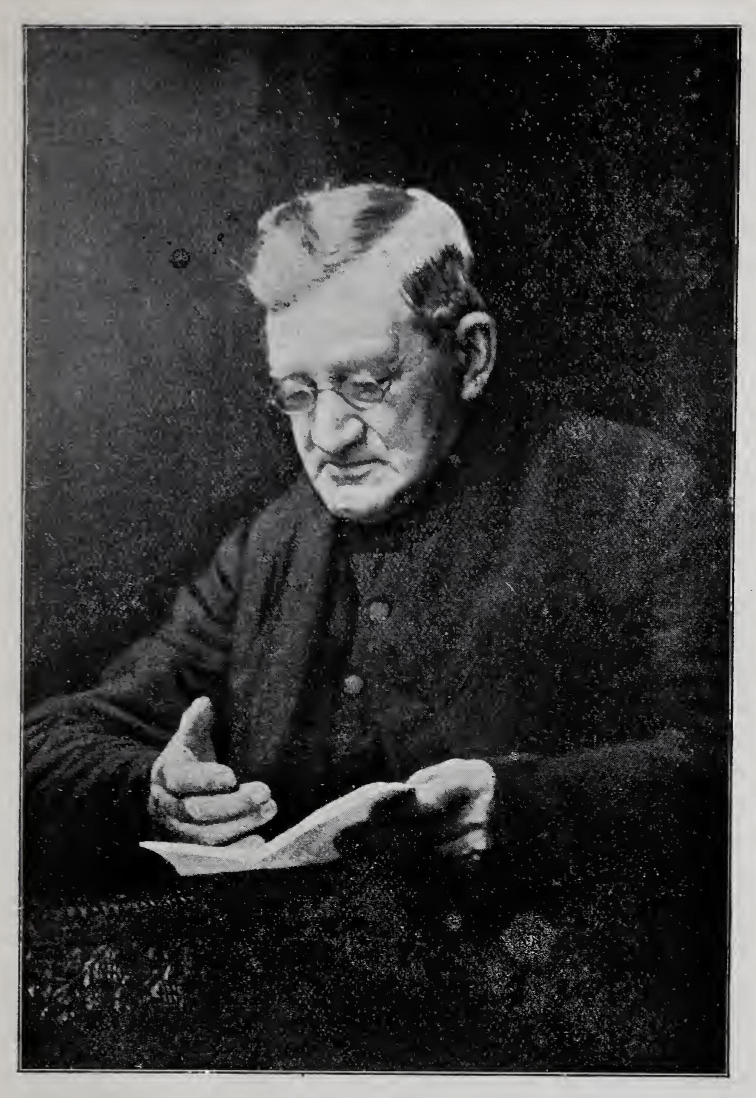


Straße in Worcester.

einem deutschen Pfarrer und einer schönen Kirche, wo ich auch einmal einen Missionsgottesdienst abgehalten habe. Außerdem finden sich hier wohl noch einige kleinere englische Gemeinden, über die ich aber nicht näher unterrichtet bin. Worcester ist in der Luftlinie nicht allzu weit von Stellenbosch entfernt, aber von dieser unserer ältesten Gemeinde durch einen sehr hohen Gebirgspaß getrennt, so daß die Bahn einen großen Bogen machen muß und daher die Fahrt etwa 7—8 Stunden in Anspruch nimmt. Es ist dies die von Kapstadt nach Kimberley führende Linie, die jetzt natürlich sehr viel benutzt wird und im Kriege eine wichtige Rolle gespielt hat. Auf der Fahrt sahen wir noch die vielfach angebrachten Befestigungen und Verschanzungen von der Kriegszeit her. Worcester selbst liegt in einer großen, zum Teil recht fruchtbaren Ebene, und die nicht allzufern liegenden Berge bieten besonders nach Norden einen schönen Anblick.

An diesem Platze hat im Anfang der dreißiger Jahre unser seliger Bruder Zahn von Tulbagh aus die Missionsarbeit begonnen; aber schon 1831 erhielt Worcester einen eigenen Missionar in dem Bruder Terlinden, an dessen Stelle 1836 Missionar Külpmann trat. Auch Bruder Budler hat vorübergehend hier gearbeitet. Seit 1841 wirkte in Worcester als deutscher Lehrer Bruder Andreas, der 1845 von Bruder Kolbe abgelöst wurde. Später hat noch Bruder Vollmer der Gemeinde als Lehrer gedient. Dann trat im Jahre 1848 Bruder Esselen in Worcester ein; mit ihm arbeitete als Lehrer Bruder Nollau. Nun begann eine Zeit reichen Segens, so daß die Gemeinde nach innen und außen wuchs und erstarkte. Neben Bruder Esselen hat eine Zeitlang sein Schwiegersohn, Missionar Chr. Leipoldt, jetzt Pfarrer in Clan-William, gewirkt; und im Jahre 1891 trat Bruder Joh. Leipoldt in die Arbeit ein. Ihm wurde nach dem Tode Bruder Esselens im Jahre 1895 Bruder Eich zur Seite gestellt, da es unmöglich war, daß ein Missionar allein diese große Gemeinde verwaltete. Die Brüder Eich und Leipoldt wirken heute noch in großer Treue und reichem Segen in der Gemeinde, haben aber auch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, da sich gerade hier allerlei Strömungen geltend machen, die der Missionsarbeit unter Umständen sehr hinderlich sein können.

Die Gemeinde Worcester besitzt eine ganze Anzahl kirchlicher



Missionar Esselen.

Gebäude, die sie meines Wissens sämtlich aus eigenen Mitteln errichtet hat. Der alte Bruder Esselen, der der ganzen Gemeinde sein eigenes Gepräge aufgedrückt hat, hat eben nach innen und außen mit seltener Treue und großem Geschick für die Gemeinde gearbeitet, und diese hat ihm darum auch ein dankbares Andenken bewahrt. Das trat mir vor allem entgegen, als ich den schön angelegten Begräbnisplatz unsrer Gemeinde besuchte. In der Mitte desselben befindet sich das Grab des Bruder Esselen mit einem geradezu großartigen Denkmal, das ihm die Gemeinde aus Liebe und Dankbarkeit errichtet hat.

Unter den der Gemeinde gehörigen Gebäuden ragt hervor die schöne, geräumige und zweckentsprechende Kirche, die auch eine sehr hübsche Lage hat und nach der Straße hin mit einem Eisengitter abgezäunt ist. Auf der einen Seite der Kirche liegt das ebenfalls große und zweckentsprechende Wohnhaus des Bruder Leipoldt mit einem herrlichen und ausgedehnten Garten, der uns während der Zeit unseres Aufenthaltes viele kostbare Früchte lieferte. Das Haus des Bruders Eich, das sich ebenfalls in der Nähe der Kirche befindet, ist erst vor fünf Jahren in dem sehr großen Missionsgarten errichtet worden. Ein weiteres der Gemeinde gehöriges Wohnhaus wird gegenwärtig von der Witwe des Bruder Esselen bewohnt.

Zwischen diesem und dem Leipoldtschen Hause liegt eine große, vierklassige Schule, während eine weitere auch ziemlich geräumige zweiklassige Schule sich auf der andern Seite der Kirche befindet. Hauptlehrer an der hiesigen Schule ist Andreas Franzmann, ein brauner Bastard, der sein Amt mit großem Geschick und seltener Treue verwaltet. Er ist außerdem Küster sowie Leiter des Gesang- und Posaunenchors und in sehr vielen Dingen die rechte Hand unsrer Missionare. Dieser Mann würde sich sehr gut zum Evangelisten, ja wohl auch zum ordinierten Prediger eignen, wenn er in Worcester als Lehrer entbehrlich wäre. Zur Zeit würde es jedoch unmöglich sein, einen irgendwie geeigneten Ersatz für ihn zu beschaffen.

Neben ihm arbeiten an der Schule noch elf Lehrerinnen und Lehrgehülfinnen, darunter drei geprüfte Lehrerinnen. Eine derselben ist Frau Tomson, eine Tochter des seligen Bruders Esselen; die beiden andern sind Eingeborene. Auf der Schulliste



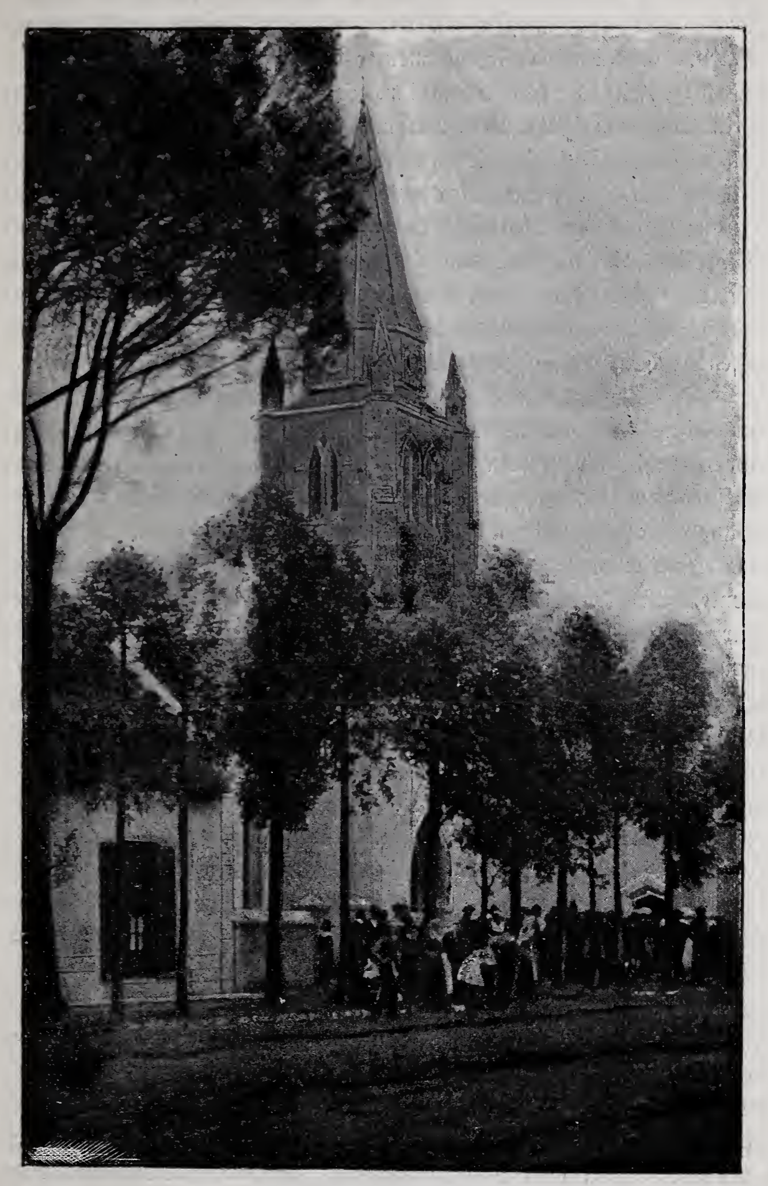
Der Lehrer Andreas Franzmann und die Lehrerinnen in Worcester.

stehen etwa 600 Kinder. Der Schulbesuch ist ziemlich gut, würde aber auch hier besser sein, wenn irgend ein Schulzwang bestände. Erst am letzten Tage meines Aufenthaltes in Worcester fand ich Zeit, die Schule zu besuchen und zwar sämtliche Klassen. Es wird darin sehr treu und fleißig gearbeitet, doch scheint mir auch hier der Religionsunterricht mehr zurückzutreten, wie es bei einer Missionsschule sein sollte. Dem Lehrer Andreas habe ich es sehr ans Herz gelegt, in diesem Punkte möglichste Abhülfe zu schaffen, und habe die Zuversicht, daß dies geschehen wird.

Erwähnenswert ist noch, daß die Lehrerinnen samt dem Lehrer Andreas bei den Gottesdiensten eine wichtige Rolle spielen, da sie mehr oder weniger den Gesang leiten. Derselbe ist, trotzdem er nicht von einer Orgel begleitet wird, meist ganz vorzüglich. Geradezu staunenswert aber waren die Vorträge des kirchlichen Gesangchors und des Posaunenchors, die beide unter der Leitung des Lehrers Andreas stehen, und die zu hören wir immer wieder Gelegenheit hatten.

Wie schon mitgeteilt, trafen wir gerade vor Weihnachten in Worcester ein. Am heiligen Abend hatten wir eine kleine schöne Feier in der Familie Eich. Nachher wohnte ich noch dem Tauf- und Katechumenenunterrichte des Bruder Leipoldt in der Kirche bei und hatte dabei aufs neue den Eindruck, wie außerordentlich schwer es ist, diesen schwarzen Leuten die christliche Heilslehre auch nur zum Verständnis zu bringen. Die Schwierigkeiten, womit unsre Missionare in dieser Beziehung zu kämpfen haben und worunter viele von ihnen seufzen, sind viel größer, als wir ahnen.

Am ersten Weihnachtstage begann der Gottesdienst um ½10 Uhr. Die große Missionskirche war ganz voll, ja überfüllt von schwarzen Gemeindegliedern. Mit den Kindern waren wohl über 1500—2000 Personen anwesend. Ich saß ganz nahe bei den Kindern, die sich rings um den Altar gruppiert hatten. Mit besonderer Freude sah ich in ihre Gesichter — dankbar, daß sie schon so früh von dem Kindlein in der Krippe hören durften. Alle waren sehr nett und sauber gekleidet. Offenbar hatte den meisten von ihnen das Christkindlein einen ganz neuen Anzug gebracht, den sie nun beim Besuch der Kirche angezogen hatten. Auch schien es mir, daß alle frisch gewaschen waren. Die Gesänge sowohl der Kinder wie der Erwachsenen wurden vom Posaunenchor begleitet. Dieser



Kirche in Worcester.

spielte so gut und fehlerlos, wie ich wenige in Deutschland gehört habe. Bei den meisten Liedern gebrauchte man nicht einmal Noten. Als ich am Schluß meiner Ansprache den Liedervers anführte: „Ei, so laßt uns zu ihm eilen, stellt euch ein, groß und klein, laßt von ihm euch heilen u. s. w.“ da stimmte der Posaunenchor sofort die Melodie an und die ganze Gemeinde sang fröhlich mit. Die Hauptpredigt hielt Missionar Leipoldt über die Epistel des ersten Weihnachtstages Tit. 2, 11—14. Er legte der Gemeinde die im Kindlein in der Krippe erschienene heilsame Gnade Gottes warm ans Herz. Dann redete auch ich über den Lobgesang der Engel und überbrachte Grüße von Deutschland, die offenbar dankbar aufgenommen wurden.

Daß den anwesenden Kindern der Gottesdienst zu lang wurde und einige einschliefen, andere etwas unruhig waren, konnte ich ihnen nicht übel nehmen. Anders dachten aber ihre Eltern und Geschwister, die je und dann einem unruhigen Kinde mit der Hand oder dem Schirm einen festen Schlag versetzten. Die Erwachsenen waren still und aufmerksam bis zum Schluß, und ich denke, daß der Heiland in unserer Mitte gewesen ist und manches für ihn geöffnete Herz mit seiner Segensgabe und seinem Friedensgruß erfreut hat.

Die Hauptweihnachtsfeier für die Kinder fand am Abend in der Kirche statt. Der zuvor bestellte Christbaum war leider ausgeblieben; doch war es noch gelungen, einen anderen zu besorgen. Der Lehrer Andreas schmückte den Baum mit Hülfe der Lehrerinnen und bereitete die Feier ganz selbständig vor, entwarf auch ganz allein das Festprogramm. Die Kirche wurde bis zur festgesetzten Stunde geschlossen. Aber schon lange vorher standen und lagerten die Kinder in sehnlicher Erwartung vor der Tür und harrten der kommenden Herrlichkeiten. Ehe die Kirche geöffnet wurde, ordneten der Lehrer und die Lehrerinnen die Schar der Kleinen und führten sie dann in feierlichem Zuge ins Gotteshaus. Ich schätzte die Zahl der Kinder auf weit über 500. Auch die Gemeinde strömte wieder in großen Scharen zur Kirche, wo die Lampen brannten und der Weihnachtsbaum im Lichterglanz strahlte. Wohl über 2500 Menschen, fast ausschließlich schwarze und braune Christen, füllten die große Kirche, so daß auch die Gänge besetzt waren und die Leute bis vor den Türen standen.

Für mich war es ein erhebender Anblick, als ich von der Kanzel auf diese Menge eingeborener Gemeindeglieder herabschaute. Mit Posaunenklang wurde die Feier eröffnet. Überhaupt erhöhten die Vorträge des Posaunenchors, der auch die schwersten Stücke sehr schön und fehlerlos vortrug, die Festlichkeit sehr, nicht minder auch die Vorträge des trefflichen Gemeindegesangvereins. Vor allem galt natürlich diese Abendfeier den Kindern. Da wurden von ihnen die alttestamentlichen Verheißungen aufgesagt, die Weihnachtsgeschichte wurde erzählt und abgefragt und zuletzt noch die Erscheinung der Weisen aus dem Morgenlande durchgesprochen. Gerade letztere Geschichte bildete ja hier in der Missionsgemeinde einen ganz besonders schönen und passenden Abschluß. Die Kinder sagten meist sehr freimütig auf, doch war ihre Stimme vielfach zu schwach, um die große Kirche zu durchdringen und überall verständlich zu sein. Um so herrlicher und herzandringender war ihr Gesang. Man kann buchstäblich sagen: Sie sangen mit Leib und Seele. Der ganze Körper war in Bewegung. Inmitten der Feier durfte auch ich zu der Versammlung reden. Mit von Freude und Dankbarkeit bewegtem Herzen hielt ich von der Kanzel herab eine Ansprache über das Engelwort: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll 2c. Nachdem die Feier mit Gesang, Gebet und dem Segen des Herrn geschlossen war, kamen die Kinder eins nach dem anderen in die Chorkammer, wo jedes ein Stück Kuchen und sonstiges Weihnachtsgebäck empfing. Darüber waren sie sehr glücklich. Ich aber mußte in der Stille den Herrn preisen, daß auch hier in Afrika dem Volk, das im Finstern wandelte, das helle Licht des Evangeliums aufgegangen ist.

Am zweiten Weihnachtstage, der wohl zufolge des Einflusses der reformierten Kirche nirgends in der Kapkolonie als Feiertag begangen wird, machte ich morgens mit Bruder Eich eine ganze Reihe Hausbesuche und merkte auch da, wie viel Liebe, Geduld und Glaube dazu gehört, um als Friedensbote Jesu diesen armen schwarzen Leuten nachzugehen. Doch waren wir auch in vielen Häusern, wo man den Eindruck hatte, daß das Evangelium eine Macht geworden ist oder wenigstens an den Herzen der Leute wirkt. Überall wurden wir freundlich und dankbar aufgenommen und fanden auch für Gottes Wort ein

williges Ohr — selbst da, wo es galt ernst zu mahnen und zu strafen.

Am Nachmittag fand in der Schule eine Begrüßungsversammlung statt, die derjenigen in Stellenbosch sehr ähnlich war. Zu der Begrüßungsfeier waren etwa 100 persönlich eingeladene Glieder der Gemeinde Worcester erschienen, fast ausschließlich Schwarze, zu denen sich dann freilich auch die Angehörigen der hiesigen Missionsfamilien gesellten. Nachdem Bruder Leipoldt die Versammlung mit Gesang, Schriftverlesung und Gebet eröffnet hatte, wurden von den Frauen und Jungfrauen Kaffee und die verschiedensten Arten von Gebäck und Kuchen herum gereicht. Alles war eine freie Gabe der Gemeindeglieder, der Veranstalter dieses Festes.

Nach der Kaffeepause ergriff Bruder Eich das Wort und stellte die einzelnen Glieder der Versammlung in einer zu Herzen gehenden Rede vor. In erster Linie waren es die Ältesten und Diakone, deren Zahl hier 20 beträgt. Dann folgten als weitere treue Mitarbeiter der beiden Missionare die Sammlerinnen, etwa 12 an der Zahl, die jede Woche in möglichst alle Häuser gehen, um eine Gabe für die Gemeindekasse in Empfang zu nehmen. Durch diese gewiß nicht immer leichten Sammelgänge bringen sie im Jahr durchschnittlich 150 Pfd. Sterl. = 3000 M. für die hiesige Gemeindekasse ein. An der Spitze dieser braunen und schwarzen Sammlerinnen steht unsre alte Schwester Esselen, die Witwe des eigentlichen Begründers der Gemeinde Worcester. Ihr ist es eine Freude, auch noch in ihren alten Tagen in dieser Gemeinde dem Herrn zu dienen und ihre Kräfte ihm zu weihen. Weiter wurden vorgestellt der Lehrer Andreas und die ihm zur Seite stehenden elf Lehrerinnen. Den treuen Lehrer Andreas und seine Frau hatte ich gerade an diesem Morgen besucht und, obwohl ich völlig unerwartet kam, eine Ordnung und Sauberkeit vorgefunden, die mich geradezu in Staunen setzte. Man merkte hier, daß Gottes Geist bei den Eingeborenen auch die äußere Lebensweise zu erneuern vermag. Eine der eingeborenen Lehrerinnen, die alte „Nella", ist bereits 54 Jahre an der Schule tätig. Sie ist eine würdige Matrone, von der ganz gewiß schon viel Segen ausgegangen ist. Ich danke dem Herrn, daß ich sie kennen gelernt habe, und werde sie ebensowenig vergessen wie die beiden treuen

alten Lehrerinnen in Stellenbosch. Gerade solche Persönlichkeiten zeigen in besonderem Maße, daß die Verkündigung des Wortes Gottes hier in den Gemeinden herrliche Früchte zeitigt.

Auch waren gegenwärtig 16 Sonntagsschullehrerinnen, an deren Spitze Frau Missionar Eich steht. Es ist ja gewiß keine leichte Arbeit, die sie verrichten, und eine Saat auf Hoffnung, die sie ausstreuen, aber sie tun ihr Werk mit Freuden. Auch die Mitglieder des Posaunenchors und des kirchlichen Gesangvereins werden hier mit Recht als Mitarbeiter gerechnet und wurden als solche vorgestellt. Viele von ihnen beteiligen sich auch an den schon erwähnten kirchlichen Gemeindearbeiten.

Vergessen will ich nicht hervorzuheben, daß hier auch eifrig für die Mission gesammelt wird. Etwa 60 Missionsbüchsen sind in der Gemeinde verteilt und bringen jährlich etwa 60 Pfd. Sterl. = 1200 M. auf. Das ist aber nur ein Teil der in der Gemeinde gesammelten Missionsgaben. Im ganzen leistet Worcester für die Ovambomission fast 100 Pfd. Sterl. = 2000 M.; außerdem bringt die Gemeinde etwa 50 Pfd. Sterl. = 1000 M. für die Bibelgesellschaft auf.

Nach gemeinsamem Gesang sprach ich meinen Dank aus zunächst dem Herrn, dann aber auch den anwesenden Gliedern der Gemeinde und hob hervor, wie sehr ich mich freute, hier Mitarbeiter am Werk des Herrn begrüßen zu können. Den einzelnen Gliedern der Versammlung sagte ich ein Wort der Ermunterung und hier und da auch der Ermahnung und rief vor allem all diesen Mitstreitern in dem heiligen Krieg, den wir führen, das Wort zu 1. Joh. 5, 4—5: Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Samstag, der 27. Dezember, war wiederum zum Teil für Hausbesuche bestimmt, die ich mit Bruder Eich machte, und zwar bei besser gestellten Gemeindegliedern. Die Gemeinde hat nämlich eine ziemlich große Zahl Glieder, die äußerlich sehr gut vorangekommen sind, und in deren Häusern ausnahmslos Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Leider wird die gute Gelegenheit, die in der Kapkolonie auch unseren farbigen Gemeindegliedern geboten wird, sich äußerlich emporzuarbeiten und ihre soziale Lage zu verbessern, von vielen nicht so benutzt, wie es sein sollte. Meist

ist Neigung zum Trunk Ursache, daß so manche aus ihren ärmlichen Verhältnissen nicht herauskommen. Bei diesen Besuchen hatte ich es nun aber durchweg mit solchen zu tun, die auch im äußeren Leben zeigten, daß das Christentum neue Menschen zu schaffen vermag.

Am Abend hatten wir eine Sitzung mit dem Kirchenvorstand, die leider wenig zahlreich besucht war. Auch vermißte ich hier bei den Ältesten, obwohl sie so ziemlich alles, was ich sagte, bejahten und die vorhandenen Mißstände beklagten, ein verständnisvolles Eingehen auf die Fragen und Wünsche, die ich ihnen in bezug auf das Gemeindeleben vorlegte. Zu meinem Erstauneu baten sie am Schluß, es möchte noch eine zweite Sitzung stattfinden, wozu dann nicht nur die andern Glieder des Kirchenvorstandes, sondern auch die sogenannten ruhenden Ältesten und Diakone, d. h. solche, die früher einmal das Amt bekleidet hatten, eingeladen werden sollten.

Diese Sitzung, die am 14. Januar 1903, als ich wiederum in Worcester weilte, stattfand, verlief in recht stürmischer Weise. Da hatten vor allem die ruhenden Kirchenältesten eine Fülle von Klagen vorzubringen. Dabei gestanden sie zwar die herrschenden Mißstände zu, gaben aber für deren Entstehung mancherlei wunderbare Gründe an, die meist mit der Sache gar nichts zu tun hatten. Sogar gegen ihre Missionare erhoben sie trotz ihrer wiederholten Erklärung, daß sie dieselben schätzten und lieb hätten, allerlei — zum Teil lächerliche Anklagen, die ich mit Ernst zurückweisen mußte. Ich habe aber leider nicht den Eindruck, daß es mir gelungen ist, auch nur in irgend einem Punkte die Leute zu überzeugen. Obwohl die Gemeinde finanziell sehr gut gestellt ist und die Kirchenrechnung im vorigen Jahre einen ziemlichen Überschuß aufwies, wollte man nicht einmal versprechen, in Zukunft das volle Gehalt für die beiden Missionare aufzubringen, wie dies in andern Gemeinden ganz selbstverständlich ist.

Soweit ich mir über die Ursache dieser Unzufriedenheit ein Urteil bilden kann, hängt sie zusammen mit Einflüssen seitens der sogenannten äthiopischen Kirche, die hier in Worcester ziemlich viele Anhänger hat. Diese Kirche stammt aus Amerika und hat die Parole ausgegeben: die schwarzen Gemeinden sollen sich von der Verbindung mit den europäischen Missionaren los-

sagen und allein durch eingeborene Missionare verwaltet werden. — Wären dazu unsre Gemeinden reif genug, so könnte man sich ja in gewisser Weise über solche Bestrebungen freuen; aber soweit sind wir noch lange nicht. Die äthiopische Kirche in der Kapkolonie scheint mir vorläufig gar keine Zukunft zu haben und hat auch in keiner unsrer andern Missionsgemeinden irgendwie Wurzel geschlagen. Immerhin mag sie noch sonst hier und da Unzufriedenheit erregen und so einzelne Gemeinden schädigen. — Siehe übrigens die Verhandlungen auf unserer Konferenz, über die im zweiten Teile berichtet wird.

Am Sonntag, den 28. Dezember, fand Taufe und Konfirmation statt. Die Predigt hielt Bruder Eich über 1. Tim. 6, 12. Der Gottesdienst war ziemlich gut, aber lange nicht in dem Maße besucht, wie ich es erwartet hatte. Über die Gründe, weshalb ein Teil der Gemeinde von einem so wichtigen Gottesdienst fern geblieben war, habe ich mich vergeblich zu unterrichten gesucht. Vielleicht liegen sie zum Teil darin, daß dieser Gottesdienst durch lange Liturgien bezw. agendarische Formulare vor und nach der Predigt allzu sehr in die Länge gezogen wurde. Getauft wurden drei Männer und zwölf Frauen, an denen ich auf Wunsch des Bruder Eich die heilige Handlung vollzog, während Bruder Leipoldt etwa 15 Männer und 20 Frauen konfirmierte. Unter den Konfirmanden befand sich je eine Tochter von Bruder Eich und Leipoldt und ein Sohn des letzteren.

Am Nachmittag um 3 Uhr hielt ich in der Kirche einen Missionsgottesdienst, der erfreulicherweise besser besucht war. Darauf machte ich mit Bruder Eich und Leipoldt noch einige Haus- und Krankenbesuche. Wir trafen durchweg für das Evangelium recht empfängliche Leute, zum Teil lebendige und treue Christen an. Am Abend um 1/2 8 Uhr hielt Bruder Leipoldt einen ziemlich gut besuchten Gottesdienst. Er predigte über Gal. 4, 4—5. Am folgenden Tage verließen wir Worcester, um zunächst auf die dringende Bitte des Bruder Kling nach Saron zu reisen und dort das Neujahrsfest mitzufeiern.

Am Samstag, den 10. Januar 1903, kehrte ich von Saron nach Worcester zurück und besuchte dann zunächst mit Bruder Eich die beiden Filiale in Touws-River und De Doorns (Hex-River). Es sind dies noch junge, aber frisch aufblühende

Gemeinden, die eine gute Zukunft versprechen. Nach fast zehnstündiger Karren- und Eisenbahnfahrt kam ich Samstag, den 10. Januar, abends ½8 Uhr sehr ermüdet in Touws-River an. Missionar Eich war schon vorgereist, da er eine große Anzahl Trauungen zu vollziehen hatte und diese vor Sonntag erledigt haben wollte. Er holte mich dann am Bahnhof ab und brachte mich nach kurzer Rast in das Versammlungshaus der dortigen Gemeinde. Leider hat die Gemeinde noch keine eigene Kirche. Ihre Gottesdienste werden in der Schule abgehalten. Sie ist das jüngste Filial von Worcester und zählt etwa 200—300 Seelen.

Die Schule fanden wir überfüllt von Menschen. Auch hier ward eine Art Liebesmahl veranstaltet; dabei wurde von jedermann 1 Mark Eintrittsgeld erhoben und die auf diese Weise einkommende Summe zu Missionszwecken verwandt. Gleich beim Eintritt begrüßte mich der Posaunenchor mit dem Liede: „Deutschland, Deutschland über alles“ — also mit heimatlichen Klängen. Dieser Chor hat an dem Abend noch gar manche Weise vorgetragen, ebenso hat der Kirchenchor eine ganze Reihe Lieder in holländischer und englischer Sprache gesungen. Dazwischen fanden verschiedene Ansprachen statt. Der Abend verlief in sehr harmonischer, anregender und gewiß auch gesegneter Weise. Wir gingen nach 10 Uhr in unser Logis, während die Gemeinde noch lange zusammengeblieben sein soll.

Am andern Morgen wehte in Touws-River ein heftiger Sturm, wie ich ihn noch selten erlebt habe. Der Ort liegt nämlich oben hoch auf dem Gebirge im Eingang der Karroo. Die Staubwolken, die der Sturm aufwirbelte, machten es uns schwer zu gehen. Wir hatten aber nicht weit zur Schule. Dort war die Gemeinde wieder sehr zahlreich versammelt, so daß kein Stehplatz mehr zu haben war. Ich predigte über die Epistel des Tages Röm. 12, 1—6 und taufte dann zuerst 27 Erwachsene und nachher 12 Kinder in den Tod unseres Herrn und Heilandes. Die erwachsenen Täuflinge machten einen sehr würdigen und ernsten Eindruck. Ich hatte zwar keine Gelegenheit, sie weiter zu prüfen, glaube aber, daß sie es mit ihrem Entschluß, Christen zu werden, aufrichtig und ernst meinten. Die Leute haben übrigens dort auch mancherlei Anfechtung auszustehen. Sie arbeiten meist an der Bahn mit und bei Europäern, die ihnen zum Teil kein gutes

Vorbild christlichen Lebens geben und sie eher zurückhalten als fördern.

In Touws-River befindet sich auch eine reformierte Kirche für die Weißen, wo je und dann der holländisch-reformierte Pfarrer von Worcester Gottesdienst hält. An diesem Sonntag stand sie wie an den meisten andern leer. Trotzdem war es den Farbigen nicht erlaubt, sie zu gebrauchen. Früher war sie der farbigen Gemeinde für ihre Gottesdienste zur Verfügung gestellt, hatten doch die Farbigen auch zum Bau derselben beigesteuert. Seit einigen Jahren ist ihnen aber dieses Recht genommen worden.



Inspektor Spiecker und Missionar Fr. Eich mit Taufbewerbern in Touwsriver im Kapland.

Nach dem Gottesdienst am Morgen besuchten wir das etwa zehn Minuten entfernt liegende Eingeborenendorf, wo die meisten Glieder der Gemeinde wohnen. Die Hütten waren überaus dürftig und ärmlich, aus allem möglichen Material zusammengestellt. Es fehlt den Leuten eben an Bauholz und geeigneten Steinen; auch gehört ihnen der Grund und Boden nicht. Im Inneren der Hütten war es teilweise recht reinlich und gemütlich. Ein großer Pontok (Mattenhütte) war von einem lieben, alten Mann, Ludwig van der Merve, der uns auf Schritt und Tritt begleitete, gekauft, um darin Sonntagsschule zu halten.

Am Nachmittag war wieder um 3 Uhr Gottesdienst, verbunden mit der Feier des heiligen Abendmahls. Meiner Predigt über Joh. 6 Schluß wohnte die ganze Gemeinde bei. Der Saal war überfüllt. Am Abendmahl nahmen ungefähr 130 Personen teil. Nach diesem Gottesdienst besuchte ich noch die Sonntagsschule und erzählte den Kindern aus der Mission. Ich war so müde, daß ich bat, sitzen zu dürfen. Nun hoffte ich endlich Ruhe zu bekommen, obwohl ich mit großer Freudigkeit den lieben Leuten Gottes Wort verkündigt hatte. Aber darin hatte ich mich gründlich geirrt. Es galt nun zuerst einige Gemeindeglieder zu besuchen, die uns fest erwarteten. Einer derselben, ein Ältester, übergab mir im Auftrag der Gemeinde 150 Mark Beitrag für meine Reise. Das war ein erfreuliches Zeichen der Liebe und Dankbarkeit dieser armen Leute für das ihnen durch die Rheinische Mission übermittelte Evangelium. Der alte van der Merve, ein schlichter Bahnarbeiter, fügte aus eigenen Mitteln noch 10 Mark hinzu. Wir hatten nur eben Zeit, zu Abend zu essen, dann ging es abermals zur Kirche, wo die Gemeinde schon wieder vollzählig versammelt war und weiter Gottes Wort hören wollte. Außer Missionar Eich redeten noch zwei Älteste sehr warm und herzlich, und ich benutzte gern die Gelegenheit, um meinen Dank für die Gabe der Gemeinde auszusprechen und ihnen ihrem Wunsch gemäß noch einmal ein Wort Gottes zuzurufen, ihr eingehende Mitteilungen aus der Mission zu machen und sie zur Mitarbeit an diesem Werk aufzufordern. Mit Freuden wurde eine Kollekte für die Mission erhoben. Die junge Gemeinde steuert schon eifrig für unsere Ovambomission bei.

Am andern Morgen haben wir bei dem alten van der Merve auf seine Einladung hin Kaffee getrunken. Er lebt ganz allein in einer einzigen kleinen Stube, doch war es darin so reinlich und er bereitete uns den Kaffee so nett und sorgfältig, daß Missionar Eich ihn scherzend fragte, ob er Kellner gewesen sei. Der alte Mann von 79 Jahren stammt noch aus der Sklavenzeit, und er erzählte mir gar traurige Dinge aus dieser bösen Vergangenheit.

Um ½12 Uhr fuhren wir mit der Bahn von Touws-River nach Hex-River und zwar in einem Güterzug. Es ist dies eine überaus interessante Fahrt — in großem Bogen den hohen Berg hinunter. Hex-River oder De Doorns, wie es jetzt heißt, liegt



Der Wohnplatz vieler Gemeindeglieder von Touwsriver.

ganz unten im Tal in sehr fruchtbarer Gegend. Die Bauern pflanzen hier meist Wein und Obst, das sie sehr gut und teuer nach Kimberley verkaufen können. Hier in Hex-River, wo die Arbeit 1895 begonnen wurde, haben wir schon unser eigenes Kirchlein, das etwa eine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt liegt. Bald nach 2 Uhr kamen wir dort an. Leider konnten wir nur eine Frau aus der Gemeinde besuchen, da die andern zu weit zerstreut wohnten und auch zur Arbeit gegangen waren. Erst nach Schluß der Tagesarbeit konnten sie kommen, um Gottes Wort zu hören. Obwohl die meisten sehr weite Wege hatten, erschienen fast alle. Das Gotteshaus war ganz gefüllt, und mit großer Aufmerksamkeit und Liebe lauschten die Leute auf die Verkündigung des göttlichen Wortes; man merkte ihnen nicht an, daß sie müde von der Arbeit waren. Ich redete über Joh. 10 und machte auch hier zum Schluß Mitteilungen aus der Mission. Gegen ½11 Uhr schloß der Gottesdienst, und um 12 Uhr fuhren wir dann mit der Bahn nach Worcester.

Diese noch jungen Gemeinden machen unwillkürlich den Eindruck, daß in ihnen das Feuer der ersten Liebe brennt. Auf der andern Seite lassen ohne Frage auch dort, wie in allen hiesigen Gemeinden, selbst die besten und treuesten Glieder, die Gottes Wort mit Freuden ins Herz aufnehmen, im täglichen Leben noch mancherlei zu wünschen übrig. Das Evangelium muß eben hier noch sauerteigartig das ganze Volksleben durchdringen, ehe wir von einem vollen Sieg desselben reden und die Missionsarbeit als abgeschlossen betrachten können.

Dienstag, den 13. Januar, machte ich wieder mit Bruder Eich einige Haus- und Krankenbesuche. Ein alter Christ lag im Sterben, war aber ganz getrost und stand offenbar im festen Glauben an seinen Heiland, der ihn dann auch in der folgenden Nacht zu sich heim gerufen hat. Weiter besuchten wir im Gefängnis, an dem Bruder Eich Geistlicher ist, einen schwarzen Mann von 28 Jahren, der zwei Tage später mittelst Strang hingerichtet wurde, weil er jemanden ermordet hatte. Lange hatte der Mörder seine Tat geleugnet, aber endlich ein offenes Bekenntnis abgelegt und Vergebung bei Gott und Menschen gesucht. Die irdische Strafe mußte ihn nun treffen, aber Bruder Eich und ich hatten die gute Hoffnung, daß der Herr, dessen



Posaunenchor von Hex-River.

Gnade er mit ganzem Ernst gesucht hat, ihn annehmen wird. Den Augenblick werde ich nie vergessen, als wir mit diesem Manne in seiner Zelle niederknieten und er dann Wort für Wort nachsprach, was ich ihm vorbetete. Er ist erst durch Bruder Eich im Gefängnis getauft worden, um so mehr war ich verwundert, mit welchem Heilsverlangen er den Trost des Evangeliums aufnahm und wie ernstlich er sich und seine Tat verdammte. Bruder Eich mußte am zweitfolgenden Morgen seiner Hinrichtung beiwohnen und berichtete mir, daß er im getrosten Vertrauen auf den Herrn in den Tod gegangen sei. Es ist dies während kurzer Zeit der zweite Fall, daß Bruder Eich Zeuge der offenbar gründlichen Bekehrung eines Mörders im Gefängnis gewesen ist.

Am folgenden Mittwoch habe ich mit Bruder Leipoldt die Kirchenbücher durchgesehen und mit Bruder Eich die bis dahin eingegangenen Gemeinderechnungen geprüft. Am Nachmittag machten wir einen Ausflug in die Umgegend von Worcester zu einer heißen Quelle, die auffallenderweise keinerlei sanatorische Verwertung findet. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir eine Burenfamilie de Wet, bei der wir sehr freundliche Aufnahme fanden. Die Leute sind mit unseren Brüdern befreundet und offenbar ernste Christen. Es war mir eine große Freude zu hören, in welcher Weise sie sich auch ihrer braunen und schwarzen Dienstleute annehmen und sich der Verantwortung, die sie diesen gegenüber haben, bewußt sind. Am Abend fand dann noch die schon erwähnte Sitzung des Kirchenrates statt.

Am folgenden Tag hatte ich zuerst Besprechungen mit einigen Ältesten, die nun doch viel ruhiger und verständiger waren als am Abend zuvor. Dann wurden Abschiedsbesuche gemacht und zur Abreise gerüstet, die am folgenden Morgen stattfinden sollte. Eine Bibel- und Missionsstunde, die ich noch am Abend vor meinem Weggang hielt, war leider sehr schwach besucht.

Am 16. Februar kamen wir noch einmal nach Worcester bei Gelegenheit der Konferenz und blieben dort bis zum 24. Februar. — Übrigens möchte ich noch erwähnen, daß auch die Gemeinde Worcester mir als Beitrag zu den Reisekosten 300 M. überreichen ließ. Ein Glied dieser Gemeinde hat auch den Ochsenwagen verfertigt, mit dem ich die Reise durch Deutsch-Süd-

West-Afrika zu machen hoffte. Der Wagen ist trotz des billigen Preises sehr schön und zweckentsprechend gemacht und wird, nachdem mein Reiseplan so unerwartet vereitelt ist, unsrem Bruder Baumann in Okombahe, der dringend einen Wagen nötig hat, sicherlich noch lange gute Dienste leisten. Gerade dieser Wagenbauer und seine Familie — vor allem seine offenbar sehr treffliche Frau — schienen mir den Beleg zu liefern, wie weit auch die farbigen Gemeindeglieder es bringen können, wenn sie gottesfürchtig, mäßig und nüchtern sind. Ich bin wiederholt in dem Hause dieser Leute gewesen, das besser und schöner eingerichtet war als die vieler dem Mittelstande angehörigen Europäer. Der Herr wolle die treue Arbeit unsrer Worcesterer Brüder auch ferner segnen und uns den rechten Mann schenken, der an ihre Seite tritt, um mit der Zeit die Filiale Touws-River und De Doorns zu einer selbständigen Gemeinde zu erheben.



7. Saron.

Montag, den 29. Dezember 1902, fuhren wir bei großer Hitze von Worcester zunächst nach Porterville-Road, wo wir nach zwei Stunden eintrafen. Dort bestiegen wir die uns entgegengesandte Karre, die uns in 1½stündiger Fahrt durch eine schöne, wenn auch vielfach unbebaute Gegend zu unserem Institut Saron führte. Die Lage Sarons ist ganz besonders schön — am Fuße hoher Berge, die dem Orte mittelst einer stundenlangen künstlich angelegten Leitung das unentbehrliche Wasser liefern. Die Gemeinde ist angewachsen auf 1800—2000 Glieder. Daneben wohnen noch etwa 200 Heiden hier, die sich aber auch den Institutsordnungen unterwerfen und wohl zumeist bald Christen werden. Gar gerne würden sich hier noch viele Leute niederlassen, wenn nur noch Erben vorhanden wären. So kam jüngst ein Mann zu dem Stationsmissionar und sagte: „Meine Frau läßt mir keine Ruhe bei Tag und Nacht; sie will nach Saron ziehen, um unter dem Schutz der Kirche und dem Segen des Wortes Gottes leben zu können.“ Aber leider mußte dieser Mann wie so viele andere abgewiesen werden, weil alle Erben vergeben waren.

Zur Orientierung über die Geschichte dieses Missionsinstitutes mögen folgende Angaben dienen:

Im Jahre 1846 kaufte der selige Bruder Külpmann das Gut Löwenfels und besiedelte dasselbe mit Hottentotten und freigelassenen Negersklaven. Die Ansiedler erhielten gegen eine gewisse Pachtsumme das Anrecht auf eine Fläche Gartenland, wo sie sich ein Häuschen bauen konnten, und auf ein bestimmtes Stück Säeland. Außerdem hatten sie das Recht, auf der allen gemeinsamen Weide eine Anzahl Groß- und Kleinvieh zu halten. Viele lernten auch ein Handwerk, andre gingen — vor allem in der Erntezeit — auf die benachbarten Bauerngüter, um dort als Tagelöhner zu arbeiten. Im Jahre 1852 verließ Külpmann Saron, und die Rheinische Mission übernahm das Institut. An Külpmanns Stelle trat Bruder Budler. Auf diese Weise wurde unser heutiges Missionsinstitut Saron gegründet.

Schon Weihnachten 1847 konnte Hardeland die Erstlinge taufen; und bald folgten weitere Taufen. Bis zum Ende des Jahres 1860 finden sich im Taufbuche von Saron 475 Seelen eingetragen. Von den fünf zuerst Getauften leben noch zwei in der Gemeinde. Im Jahre 1873 trat Bruder Alheit an Bruder Budlers Stelle. Als er 1882 infolge eines unglücklichen Falles starb, übernahm Missionar Weber I (früher in Warmbad) die Gemeinde, der dann im Jahre 1898 durch den jetzigen Institutsvorsteher, Bruder Kling, abgelöst wurde. Die Missionare Budler und Alheit haben sich in hohem Maße um das Institut Saron verdient gemacht. Ersterer hat die trefflichen Institutsordnungen ins Leben gerufen und ist im Gedächtnis der Leute der eigentliche Gründer und der Wohltäter der Gemeinde.

Unbegreiflicherweise war den umwohnenden Bauern das Institut ein Dorn im Auge. Immer wieder versuchten sie, demselben das Wasser abzuschneiden, so daß der Verwalter Sarons lange Jahre hindurch große Schwierigkeiten hatte, um das Institut mit dem nötigen Wasser zu versorgen, und wiederholt Prozesse mit den Bauern geführt werden mußten. Bruder Alheit hat es dann verstanden, zur richtigen Zeit eine Entscheidung der Regierung herbeizuführen, wodurch dem Institut für alle Zeit das Wasserrecht gesichert worden ist. Da der Missionar von Saron zugleich Verwalter des Instituts ist, so bereitet ihm die Ordnung der äußeren Angelegen-

heiten, namentlich das Eintreiben der Pacht (die freilich sehr niedrig ist, nur 36 M. für ein Erbe per Jahr) sowie das Instandhalten der Wasserleitung und dergleichen mehr, viel Mühe und Unannehmlichkeiten, wodurch seine geistliche Wirksamkeit gar zu leicht beeinträchtigt wird. Es war daher meine Hauptaufgabe bei dem Besuch dieser Station, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie dieser Überlastung des Verwalters von Saron abgeholfen werden könne. Über diese Frage hatte ich lange Verhandlungen sowohl mit Bruder Kling wie auch mit dem Vorstand der kapischen Mission, ohne daß wir jedoch bislang zu einer definitiven Regelung schreiten konnten.

Bruder Kling hatte den Vorschlag gemacht, das ganze Institut zu verkaufen, damit der Missionar mit den äußeren Angelegenheiten nichts mehr zu schaffen habe und ausschließlich der eigentlichen Missionsarbeit nachgehen könne. Für diesen Vorschlag läßt sich ja mancherlei sagen, aber nach eingehenden Beratungen gewannen wir einmütig die Überzeugung, daß der Verkauf Sarons die Vernichtung der dortigen Gemeinde bedeute und darum zur Zeit ausgeschlossen sei. Dagegen haben wir neue Institutsordnungen festgesetzt, die sich freilich an die alten anlehnen, um wenigstens einen Teil der Schwierigkeiten für den Verwalter Sarons zu beseitigen. Ein Haupthindernis besteht nämlich darin, daß die Leute auf dem gepachteten Grund ein Häuschen oder Haus bauen, das dann ihnen gehört, während der Grund Eigentum des Institutes bleibt. Wird es nun nötig, einem Pächter zu kündigen, so war bisher der Institutsvorsteher bezw. die Mission verpflichtet, das Haus taxieren zu lassen und den Wert auszubezahlen, ein Umstand, der manchmal dem Missionar große Not verursacht hat. Hierin wurde jetzt die Änderung getroffen, daß in Zukunft das Institut nicht verpflichtet ist, die Häuser zu kaufen, sondern der Pächter sich mit seinem Nachfolger abzufinden hat. In einer Sitzung der jetzigen und früheren Kirchenältesten wurden trotz ziemlich großer Erregung doch endlich die neuen Institutsordnungen einmütig genehmigt. Freilich werden dem Missionar Kling bei der Durchführung derselben noch manche Schwierigkeiten entgegentreten.

Von den Gebäuden, derer die Missionsgesellschaft in Saron eine ganze Reihe besitzt, ist zunächst das große schön gelegene

Missionshaus zu nennen, ferner die ebenfalls schöne und große Kirche, die sich gleich hinter dem Missionshaus befindet, und die Schule, die fünf Klassenräume hat, zu denen aber noch ein sechster hinzugebaut werden muß. Sie wird von nahezu 400 Schülern besucht. Auch ein schöner Laden mit einer großen Wohnung für den Ladenmieter ist Eigentum der Missionsgesellschaft; hierzu gehört noch ein großer Garten. Außerdem findet sich hier eine ziemlich geräumige Wohnung, die zur Zeit fast unbenutzt ist, weiter das Postamt und das leider unentbehrliche Gefängnis, das glücklicherweise nicht viel benutzt wird. Der Missionar ist eben zugleich auch Friedensrichter und hat damit das Recht und die Pflicht, unter Umständen Freiheitsstrafen zu verhängen.

Häufig geschieht es, daß die umwohnenden Buren mit Haftbefehlen, die auf ihr Ansuchen vom Magistrat ausgestellt sind, nach Saron kommen, und Bruder Kling ist dann gezwungen, diese Haftbefehle zu unterzeichnen und damit den Buren das Recht zu geben, ihre angeblich entlaufenen Knechte, Glieder der Gemeinde Saron, gefesselt abzuführen, wobei oft in der rohesten Weise gegen sie verfahren wird. Diese Leute müssen bei den Bauern arbeiten und zwar vielfach für einen Hungerlohn, da sie bei ihnen im Schuldverhältnis stehen, aus dem die meisten nie herauskommen. Im Vorstand unsrer kapischen Mission haben wir über Mittel und Wege beraten, wie diesen traurigen Zuständen abzuhelfen ist.

Mein Aufenthalt in Saron erstreckte sich auf zwei volle Wochen und war ganz besonders arbeitsreich. Es galt eben, in all die verschiedenen zum Teil komplizierten Verhältnisse eines solchen Institutes nach Möglichkeit einen Einblick zu gewinnen. Bruder Kling war fast während der ganzen Zeit von früh bis spät durch Besuche von Gemeindegliedern, die mit den verschiedensten Anliegen zu ihm kamen, in Anspruch genommen, so daß ich auch die Besuche in der Gemeinde ohne ihn machen mußte und ihn auch sonst nicht zu viel in Anspruch nehmen durfte. Sehr schön war die Begrüßung am Montag abend durch den Gesangchor der Gemeinde. Ich war erstaunt, in welch geschickter Weise der Leiter desselben meinen kurzen Dankesgruß beantwortete. Am Dienstag und Mittwoch besuchte ich, soweit es die sehr besetzte Zeit erlaubte, Gemeindeglieder, vor allem einige Älteste und Kranke. Die verhältnismäßig große Reinlichkeit sowie die zum

Kirche in Saron.

Teil sehr gute Einrichtung der Wohnungen gaben mir Ursache zur Freude, mehr aber noch die gute Gesinnung der meisten Leute und das recht tief gehende Verständnis für die göttliche Wahrheit, das ich wiederholt antraf. Mittwoch nachmittag wohnte ich dem Tauf- und Konfirmandenunterrichte bei. Etwa 15 männliche und 20 weibliche Katechumenen fand ich vor. Sie schienen mir etwas mehr gefördert als andere, was wohl damit zusammenhängt, daß sie auf dem Institut zu regelmäßigerem Besuch des Unterrichts angehalten werden können.

Am Donnerstag, dem Neujahrstag 1903, predigte zunächst Bruder Kling in sehr gut besetzter Kirche über Matth. 7, 24—27, dann sprach ich zu der Gemeinde über Hebr. 13, 8 und überbrachte natürlich auch hier die Grüße der Deputation und der heimatlichen Missionsgemeinde. Um 3 Uhr nachmittags hatten wir eine sehr schöne und anregende Versammlung des Kirchenvorstandes, in der die inneren Angelegenheiten der Gemeinde besprochen wurden. Ich glaubte den Ältesten anzumerken, daß sie ein warmes Interesse für die Gemeinde und ihr Wohlergehen haben.

Am Abend um ½8 Uhr fand ein Missionsgottesdienst statt. Nachdem ich der Gemeinde im Anschluß an Joh. 10, 16 Mitteilungen aus unserer afrikanischen Mission gemacht hatte, hielten noch Missionar Kling und ein gerade anwesender Bruder aus dem Missionsseminar in Wellington kurze, zu Herzen gehende Ansprachen. Mit den Ansprachen wechselten die vorzüglichen Vorträge des Posaunen- und Kirchenchors, die sehr zur Hebung der Feier beitrugen. Die Kollekte dieses Gottesdienstes betrug nur 45 Mark.

Die Gemeinde Saron könnte wohl für ihre kirchlichen Bedürfnisse und ebenso für die Missionsarbeit im Ovambolande mehr aufbringen, als sie bisher geleistet hat. Die Leute dort haben freilich wenig Gelegenheit zu gutem Verdienst, aber dies ist wohl nicht der einzige Grund ihrer mangelhaften Opferfreudigkeit. Neben den mancherlei Segnungen, die ein solches Institut wie Saron in sich birgt, zeigt sich doch auch leicht die Schattenseite, daß die Leute unselbständig werden und sich dem Gedanken hingeben, die Missionsgesellschaft sei verpflichtet, mehr oder weniger für sie zu sorgen, da diese ja die Pacht und dergleichen ein-

Posaunenchor von Saron.

ziehe. Die Leute bedenken dabei vielfach nicht, wie außerordentlich viel gerade auch in äußerlichen Dingen die Mission für sie leistet.

Freitag und Samstag dienten zur Besichtigung von verschiedenen Einrichtungen des Saroner Institutes, z. B. der schon erwähnten stundenlangen Wasserleitung, ferner zur Bücherrevision und sonstigen notwendigen Arbeiten. Samstag morgen wohnte ich der Vorbereitung und Anmeldung der Frauen und Jungfrauen für das am folgenden Tage stattfindende Abendmahl bei. Nach einem Vorbereitungsgottesdienst traten alle Anwesenden der Reihe nach an einen in der Kirche aufgestellten Tisch, um ihren Namen durch Bruder Kling anschreiben zu lassen. Zwei Mitglieder des Kirchenvorstandes standen dabei und achteten darauf, daß keine unter Kirchenzucht stehende Person sich anschreiben ließ.

Als die beiden Ältesten bei dieser Gelegenheit die Angabe machten, daß am Abend vorher in einem Hause der Gemeinde eine Tänzerei stattgefunden habe, zeigte Bruder Kling an, daß alle Teilnehmer an derselben, deren Namen er öffentlich nannte, vorläufig vom Abendmahl ausgeschlossen seien und unter Kirchenzucht stehen müßten, bis sie Zeichen aufrichtiger Reue an den Tag legten. Der eine der Ältesten gab übrigens seinen eigenen Sohn und seine Schwiegertochter als Mitbeteiligte bei dieser Tänzerei an und zeigte nachher im Gespräch sehr großen und offenbar aufrichtigen Schmerz, daß derartiges in seiner Familie vorgekommen sei. Im ganzen meldeten sich etwa 250 Frauen und Jungfrauen für das Abendmahl an.

Von ½4—½6 Uhr war die öffentliche Prüfung der Katechumenen. Bruder Kling prüfte über die Lehre von der Kirche und den Sakramenten, über das Gebet und den Glauben. Bei aller Freude über die Kenntnisse der Konfirmanden, sowie auch über die zu Tage tretende Gesinnung sah ich auch hier wieder, wie schwer diesen Leuten selbständiges Denken fällt und eine wie große Geduld daher die Arbeit an ihnen erfordert.

An die Prüfung schloß sich um 6 Uhr die Vorbereitung der Männer und Jünglinge für das heilige Abendmahl, die in ähnlicher Weise verlief wie die Morgenversammlung der Frauen und Jungfrauen. 178 männliche Glieder der Gemeinde nahmen an der Versammlung teil und ließen sich für das Abendmahl anschreiben. Auch hier machte Bruder Kling die Namen derer bekannt, die



Missionar Kling mit den Ältesten von Saron.

wegen Teilnahme an der gestrigen Tänzerei zum Abendmahl nicht zugelassen werden könnten. Wenn man bedenkt, mit welchem Ernst hier Kirchenzucht geübt wird, so ist die große Zahl der Männer und Frauen, die zum heiligen Abendmahl kommen und zugelassen werden, ein lebendiges Zeugnis für den Geist, der in der Gemeinde herrscht, und für den Segen, der auf der Predigt des Evangeliums ruht. Am andern Morgen hat sich noch eine weitere Zahl männlicher und weiblicher Gemeindeglieder, die erst Samstag abend angekommen waren, zur Teilnahme am heiligen Abendmahl gemeldet.

Die Feier des Abendmahls selbst fand am Sonntag, den 4. Januar, statt. Nach der auf Wunsch des Bruder Kling von mir übernommenen Predigt über Offb. 3, 20 teilten wir gemeinsam an 486 Männer und Frauen das heilige Sakrament aus. Ich glaube ohne Übertreibung sagen zu können, daß man bei dieser Feier etwas spürte von der Gemeinschaft der Heiligen.

Am Nachmittag um ½5 Uhr fand die Taufe und Konfirmation statt, die ebenfalls in sehr erhebender und ohne Frage gesegneter Weise verlief. Die Zahl der Täuflinge und Konfirmanden betrug 41. Schienen mir auch manche, wie schon erwähnt, in der christlichen Erkenntnis nicht sehr weit gefördert — trotz der überaus treuen Unterweisung ihres Missionars, so legte doch ihr großer Ernst während der heiligen Handlung offenbar davon Zeugnis ab, daß sie ein herzliches Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Heiland hatten. Die Kirche war am Morgen und Nachmittag überfüllt. Wohl über die Hälfte sämtlicher Gemeindeglieder war anwesend, und die während der Gottesdienste herrschende Stille hatte fast etwas Beängstigendes, — ein Zeichen, daß hier eine Gemeinde ist, die Gottes Wort mit innerem Verständnis und mit Freuden aufnimmt.

Man merkte an einem solchen Tage doch in ganz besonderer Weise, daß ein derartiges Institut trotz aller Mühen und Mängel, die damit verbunden sind, wenigstens zur Zeit noch einen ganz besonderen Segen in sich schließt. Die Leute stehen hier durchweg unter guten Einflüssen. Das Böse wird soweit wie möglich von ihnen fern gehalten. Eine Schenke darf hier nicht errichtet werden. Tanzvergnügungen — auch in den Häusern der Institutsbewohner sind aufs strengste verboten und werden, wie

das vorhin erwähnte Beispiel zeigt, schwer bestraft. Das ganze Leben steht unter der Zucht des Wortes Gottes, und die Ältesten sowie wohl alle besseren Gemeindeglieder halten sehr darauf, daß sie gehandhabt wird. Auch von den Leuten selbst wird diese als eine Wohltat, keineswegs als gesetzlicher Zwang empfunden. Ja, ich habe den Eindruck gewonnen, daß gerade an diesem Platze das Evangelium sich in besonderem Maße als eine seligmachende Gotteskraft erweist. — Es ist nur sehr zu beklagen, daß die Institutsbewohner keine oder doch wenig lohnende Arbeit finden. Die meisten gehen deshalb nach anderen Plätzen, vor allem nach der Kapstadt, und es kann natürlich nicht ausbleiben, daß sie in den Versuchungen der Großstadt, die zugleich Seestadt ist, nicht alle stand halten, ja manche, die sich in Saron treu zu Gottes Wort halten, dort zu Fall kommen. Doch es ist ein erfreuliches Zeichen, daß auch die in Kapstadt arbeitenden Saroner häufiger zur Feier des heiligen Abendmahls oder zu sonstigen festlichen Gottesdiensten hierher zurückkehren.

Am Montag morgen war in der hiesigen Kirche eine Trauung, die ich auf Wunsch des Bruder Kling übernahm. Nach einer Ansprache über Röm. 12, 12 vollzog ich an der Hand des hier gebräuchlichen Trauformulars die heilige Handlung. Auch bei dieser Feier waren sehr viele Gemeindeglieder gegenwärtig. Die Haltung derselben und ebenso die der eigentlichen Festgenossen war sehr würdig, und die ganze Feier machte einen wohltuenden Eindruck. Ich bemerke hierbei, daß unsre sämtlichen Missionare in der Kapkolonie zugleich Standesbeamte sind und daher mit der kirchlichen Trauung ohne weiteres die bürgerliche Eheschließung verbunden ist.

Montag mittag fanden sich die Mitglieder des kapischen Konferenzvorstandes, nämlich die Brüder Eich, Weber (Stellenbosch) und Kreft (Tulbagh) ein. Gleich am Nachmittag hielt ich mit ihnen und dem Bruder Kling, der ebenfalls zum Vorstand gehört, die erste Sitzung ab. Es lag jedoch eine solche Fülle von ernsten Beratungsgegenständen vor, daß wir bis Mittwoch abend fast ununterbrochen tätig waren. Außer der Neuregelung der Saroner Institutsordnungen beschäftigten uns die Vorschläge für die Konferenz, die am Schluß meiner Reise mit sämtlichen kapischen Missionaren in Worcester stattfinden sollte. Über die wichtigsten Punkte

unsrer Konferenzverhandlungen wird im zweiten Teil berichtet werden.

Mittwoch abend fand in der Kirche eine ziemlich gut besuchte Gebetsstunde statt. Bruder Eich leitete diese mit einer längeren Ansprache über Ps. 116 ein. Daran schloß er ein Gebet und forderte dann zwei Älteste zum Gebete auf. Beide sprachen leider so leise, daß ich nur wenig davon verstehen konnte. Gerne hätte ich noch in Saron die Schule besucht, doch mußte ich, weil gerade Ferien waren, davon absehen. Dagegen lud Bruder Kling, damit ich doch Gelegenheit hätte, die Kinder kennen zu lernen und auch zu ihnen ein Wort zu sprechen, die sämtlichen Kinder auf Donnerstag nachmittag zu einem in der Kirche stattfindenden Kindermissionsgottesdienste ein. Wohl über 400 Kinder und auch eine große Zahl älterer Gemeindeglieder waren bei der Feier anwesend. Es wurde viel und sehr gut gesungen. Uns war es stets eine Freude, diese frischen und verhältnismäßig sehr gut geschulten afrikanischen Kinderstimmen zu hören. Im Anschluß an Joh. 3, 16 und Ps. 8, 3 stellte ich eine Reihe von Fragen an die Kleinen und erzählte ihnen dann verschiedenes aus unsrer Missionsarbeit. Die Ruhe und gute Haltung, welche die Kinder bei diesem Gottesdienst zeigten, verdient alle Anerkennung. Am Abend wurde wieder eine Gebetsstunde gehalten. Ich leitete dieselbe und sprach über Kindererziehung, Hausgottesdienste und Zucht in Schule und Haus.

Freitag, der 9. Januar, der letzte Tag meines Aufenthaltes in Saron, wurde noch vorzüglich benutzt, um eine recht große Anzahl Gemeindeglieder in ihren Häusern aufzusuchen. Überall fand ich herzliche Aufnahme. Auch herrschte in sehr vielen Häusern Ordnung und Reinlichkeit. Bei diesen Hausbesuchen ist es mir wiederholt aufgefallen, daß die Leute kaum jemals einem weißen Mann — vor allem nicht dem Missionar widersprechen. Es ist deshalb zu befürchten, daß die Eindrücke, die diese Besuche zurücklassen, nicht allzu tiefgehend sind. Gewundert habe ich mich über die Redegewandtheit vieler Leute, vor allem mancher Frauen, bei denen man kaum zu Worte kommen konnte. Die Wohnplätze in Saron sind ganz besonders schön. Jedes Haus hat seinen Vorgarten, wo herrliche Weintrauben und Feigenbäume wachsen; und hinter dem Hause befindet sich allenthalben auch noch ein hinreichend großer fruchtbarer Gemüsegarten. Am Abend fand



Schule zu Saron.

nochmals eine Gebetsstunde in der Kirche statt, in der ich zum letzten Male zu der Gemeinde zu reden Gelegenheit hatte.

Samstag morgen, den 10. Januar, verließen wir Saron, um uns noch einmal einige Tage in der Gemeinde Worcester und ihren Filialen aufzuhalten. Ich schied mit dem aufrichtigen Gebetswunsch, daß dieses stille Zoar noch manchem Eingeborenen eine Zufluchtsstätte sei und bleibe gegen die vielen Versuchungen, die sonst unsre Gemeindeglieder vielfach zu Fall bringen, und daß auch die Bewohner Sarons immer mehr innerlich gefestigt werden, damit sie standhalten, wenn sie gezwungen sind, außerhalb des Instituts zu leben und dort den Kampf gegen die Welt und ihre Versuchungen zu führen.



8. Tulbagh.

Nur durch einen hohen Gebirgsrücken von Saron getrennt liegt eine unsrer ältesten, wenn auch kleinsten Gemeinden, Tulbagh, mit dem dazu gehörigen Missionsinstitut Steinthal. Tulbagh hat eine ganz besonders schöne Lage; es ist ringsum von Gebirgen eingeschlossen, infolgedessen der Platz freilich sehr heiß, aber auch recht fruchtbar ist. Das Dorf Tulbagh ist auch sehr schön angelegt. Hier wohnen einige hundert Weiße, bei denen unsre farbigen Gemeindeglieder vielfach Arbeit und Verdienst finden; doch sind auch viele von ihnen gezwungen, nach der Kapstadt zu gehen, wo sie oft an Leib und Seele Schaden nehmen. Das wird erst anders werden, wenn das so treu verkündigte Wort Gottes in noch höherem Maße wie bisher die Herzen erneuert und in der Gnade befestigt hat.

Die Gemeinde Tulbagh ist nicht von rheinischen Missionaren gegründet, sondern durch den reformierten Prediger Christian Vos, der dort schon im Jahre 1794 einen Missionsverein ins Leben rief. Im Dienst dieses Vereins stand der von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandte Missionar Arie Vos, der indes zu dem Gründer der Gemeinde trotz des gleichlautenden Namens in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis stand. Im Jahre 1829

trat sodann unser Bruder Zahn, vom Prediger Vos und der Missionsgesellschaft zu Hülfe gerufen, in die Arbeit ein und entfaltete sehr bald eine lebhafte Tätigkeit. Sowohl die Gemeinde Worcester als auch das Institut Saron wurden von Tulbagh aus gegründet. Zu dem alten, würdigen Prediger Christian Vos stand Bruder Zahn alle Zeit in einem sehr guten Verhältnis. Auch hatte er anfänglich an der Missionsgesellschaft, von der er berufen war, eine gute Stütze. Das änderte sich aber vollständig, als von der englischen Regierung die ersten Schritte zur Befreiung der Sklaven getan wurden. Im Jahre 1836 zog sich die Tulbagher Missionsgesellschaft gänzlich zurück. Sie löste sich auf und übergab ihre sämtlichen Gebäude der Rheinischen Missionsgesellschaft. Auch der alte Bruder Arie Vos legte sein Amt nieder; seitdem hatte Bruder Zahn freie Hand in seiner reichen Wirksamkeit.

Einen höchst interessanten Einblick in die Geschichte der Gemeinde gewährt das sehr sorgfältig geführte Tulbagher Taufbuch. Die erste Eintragung wurde von Arie Vos im Jahre 1817 gemacht. Alle vom Jahre 1817—1838 Getauften waren natürlich Sklaven. Es stimmt wehmütig, wenn man immer wieder die Bemerkung liest: „Leibeigener von N. N." Vom Jahre 1838 an hat der selige Bruder Zahn das Taufbuch geführt. Die erste von ihm eingetragene Person ist Maria Mina, bei der sich zum ersten Male die Bezeichnung „freigelassene Sklavin" findet. Beinahe 60 Jahre lang war Bruder Zahn in Tulbagh tätig. Am 22. Juli 1888 hat er die letzte Eintragung in das Taufbuch vollzogen. Neben ihm haben vorübergehend eine ganze Anzahl Brüder in Tulbagh gewirkt, und seit dem Jahre 1882 war ihm der jetzige Stationsmissionar Kreft als Gehülfe beigegeben. Die meisten Gemeindeglieder von Tulbagh wohnen nicht im Dorf selbst, sondern auf einer besonderen Lokation: Helpmakaar, d. h. helft einander.

Das zu Tulbagh gehörige Institut Steinthal ist fast eine Stunde vom Dorfe entfernt und liegt wesentlich höher am Fuße eines schönen, großen Berges. Dort kaufte im Jahre 1853 Bruder Zahn ein Gut von 954 Morgen, zerteilte dasselbe in sogenannte Erben und verpachtete sie an eine ganze Reihe von Heidenfamilien. Hier haben sich dann diese Leute ähnlich

wie in Saron angebaut, und Bruder Kreft ist jetzt in derselben Lage wie Bruder Kling: immer wieder muß er solche abweisen, die gerne ein Erbe pachten möchten. Es ist dies ein Zeichen, wie wohl und glücklich sich durchweg die Leute in Steinthal befinden. Eine eigene Kirche besitzen die Steinthaler nicht, sondern sie sind gezwungen, nach Tulbagh zum Gottesdienst zu kommen.

Am Freitag, den 16. Januar, kamen wir in Tulbagh an. Zu der noch am Abend stattfindenden kleinen Begrüßung hatten sich außer dem Posaunen- und Gesangchor noch einige andere Gemeindeglieder eingefunden. Ich dankte im Anschluß an ein in der Kirche als Mauerschmuck angebrachtes Schriftwort: „Wie lieblich sind deine Wohnungen Herr Zebaoth", und Bruder Kreft hieß mich mit schlichten, herzlichen Worten im Namen der Gemeinde willkommen. Am folgenden Samstag fand die übliche Bücher- und Kassenrevision statt. Sie legte davon Zeugnis ab, mit welcher Sorgfalt die hiesigen Gemeindeangelegenheiten verwaltet werden.

Das Missionshaus in Tulbagh hat eine sehr hübsche Lage und ist mit einem großen Garten versehen. An dasselbe schließt sich oberhalb das einfache Schulgebäude an, das wenigstens vorläufig seinen Zwecken entspricht. Missionshaus und Schule sind durch eine breite Straße von der gegenüberliegenden schmucken Kirche getrennt. Letztere wurde 1845 auf einem zu dem Zwecke geschenkten großen Grundstück errichtet. Außer den genannten Gebäuden besitzt die Mission noch ein auf dem Kirchplatz gelegenes Wohnhaus, das gegenwärtig an Weiße vermietet wird.

Es verdient alle Anerkennung, daß die kleine Gemeinde Tulbagh es jetzt so weit gebracht hat, daß sie keinerlei Zuschüsse aus der Missionskasse mehr bedarf, vielmehr alle Bedürfnisse für Kirche und Schule selbst aufbringt.

Am Samstag nachmittag hielt Bruder Kreft den Vorbereitungsgottesdienst für das heilige Abendmahl. Dieser ist ohne Frage eine segensreiche Einrichtung, die in solcher Form wohl nur in Tulbagh besteht. Auch sind hier alle Abendmahlsgäste gehalten, sich persönlich bei dem Missionar anzumelden, wobei jeder ein bestimmtes Geldopfer für die Bedürfnisse der Gemeinde darbringt. Diese Form der persönlichen Anmeldung, die den

hiesigen Stationsmissionar fast 2 volle Tage ganz in Anspruch nimmt, ist wohl nur in kleinen Gemeinden durchzuführen.

Am Samstag nachmittag besuchte ich die beiden hier wohnenden Missionarswitwen, die alte würdige Schwester Alheit, die Gattin des hier verunglückten Saroner Missionars Alheit, und ihre Tochter, Schwester Gerdener, deren Mann als Missionar in Wuppertal so früh verstarb. Die alte Witwe Alheit ist die Tochter des oben erwähnten Predigers Vos, von dem noch zwei weitere Töchter rheinische Missionare geheiratet haben, die eine den Bruder Zahn und die andere Missionar Külpmann. Auch hierin zeigt sich der rege Missionsgeist, der in der Familie des Predigers Vos geherrscht hat. Es war mir deshalb eine besondere Freude, am Abend auch den Prediger Alheit von Ceres, der zum Besuch bei seiner Mutter weilte, kennen zu lernen. Später hatte ich noch Gelegenheit, seine Gastfreundschaft in Ceres selbst zu genießen.

Am folgenden Sonntag fand im Anschluß an den Morgengottesdienst die Feier des heiligen Abendmahles statt. Die Teilnahme daran war recht erfreulich und die Kirche gut besucht. Nach einer kurzen Predigt des Bruder Kreft über Joh. 6, 47—56 begrüßte ich die Gemeinde und predigte über die Epistel des Tages Röm. 12, 7—12. Das Abendmahl teilten wir gemeinsam aus. Die Gäste, unter denen auffallenderweise und im Gegensatz zu anderen Gemeinden die Zahl der Frauen wesentlich größer war als die der Männer, gruppierten sich auf Bänken um den Abendmahlstisch; Bruder Kreft hielt einer jeden feiernden Schar eine kurze Ansprache. Nachmittags um 3 Uhr war Dank- und Missionsgottesdienst. Nachdem ich zu Beginn desselben an 8 Kindern die Taufe vollzogen hatte, hielt ich eine Missionspredigt über 1. Kor. 15, 58. Am Abend war auf besonderen Wunsch der Bewohner Steinthals auch dort noch ein Gottesdienst. Die Schule, in der ich predigte, war dicht besetzt, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer, die wohl schon alle am Morgen und Nachmittag die Kirche in Tulbagh besucht hatten, bewundernswert. Recht erfreut haben wir uns hier auch am Gesang der Kinder und des Chors.

Am Montag, den 19. Januar, hatte ich zunächst Beratungen mit einigen Bewohnern Steinthals. Sie hatten allerlei

Wünsche vorzubringen, mußten aber auf den folgenden Tag vertröstet werden. Dann legte mir Bruder Kreft die Regulationen der Helpmakaar Lokation vor. Dieselben sind von der Munizipalität aufgestellt, welche die dortigen Plätze an die Eingeborenen verpachtet hat. Aus den Regulationen geht hervor, daß die Bedingungen, die wir unsren Gemeindegliedern in Steinthal und erst recht in Saron stellen, ganz außerordentlich günstig sind. Das ist auch der Grund, daß wir dort nicht genug Erben ausgeben können, um alle Bewerber zu befriedigen, während in Helpmakaar noch eine ganze Reihe Erben zu vergeben sind.

Am Nachmittag fand eine Sitzung des Kirchenvorstandes statt. Bei der Beratung der verschiedensten Gemeindeangelegenheiten zeigte es sich, wie die Mitglieder des Kirchenrates nach allen Seiten das Wohl der Gemeinde auf dem Herzen tragen. Auch gelang es, eine gewisse Rivalität, die zwischen den Gemeindegliedern von Steinthal und Tulbagh besteht, in durchaus friedlicher Weise zu schlichten und einige brennende Fragen zu erledigen.

Dienstag morgen machte ich mit Bruder Kreft eine Anzahl Hausbesuche in Helpmakaar. Hier wie in allen Gemeinden gingen die Leute mit Freuden und wohl auch meist mit Verständnis auf ein ernstes religiöses Gespräch ein; doch empfand ich es immer wieder als einen großen Mangel, daß man nur allzu geneigt ist, alle dem, was der weiße Mann, besonders der Lehrer, sagt, zuzustimmen. Auch ist es mir nicht nur hier aufgefallen, daß so viele weibliche Gemeindeglieder in Sünden gefallen sind und im ganzen die Schande eines solchen Falles doch nicht in dem gebührenden Maße gefühlt wird. Man darf es ja auch von einem solchen Bastardgeschlecht kaum anders erwarten; doch gilt es, immer wieder mit Gottes Wort und mit ganzem Ernst diesem Krebsschaden entgegen zu treten. Am Nachmittag besuchten wir zunächst einen der beiden am hiesigen Orte stationierten Prediger, der selbst früher an einer Missionsgemeinde in Kapstadt tätig gewesen ist und ebenso wie sein Kollege in einem sehr freundlichen Verhältnisse zu unsrer Mission und zu Bruder Kreft steht. Dieser teilte mir mit, daß in Kapstadt und Umgegend sich etwa 20000 Mohammedaner befinden, für die sozusagen nichts geschieht. Die Notwendigkeit, denselben das Evangelium nahe zu bringen, wurde mir immer wieder aufs Herz gelegt.



Schule in Tulbagh. III. Klasse.

Nachher fuhren wir mittelst Karre nach dem Institut Steinthal, wo eine Versammlung aller erwachsenen Gemeindeglieder auf deren eigenen Wunsch abgehalten wurde. Obwohl manche der verhandelten Fragen zu Mißhelligkeiten und zur Unzufriedenheit hätten Anlaß geben können, da die Leute eine ganz andere Entscheidung von mir erwartet hatten und ich ihnen sogar mehrfach sehr ernst entgegentreten mußte, verlief die Versammlung durchaus ruhig und friedlich und hat gewiß ihren Zweck nicht verfehlt. Erst gegen ½10 Uhr abends kamen wir wieder in Tulbagh an.

Früh am andern Morgen fuhren wir abermals mit der Karre nach Steinthal und besuchten dort zunächst einen Herrn Lötter, der mit seinem Enkel das alte Wohnhaus unsres Bruders Zahn gepachtet hat. Dieser Mann ist in Steinthal die rechte Hand des Missionars Kreft und leistet unsrer Mission überaus treue Dienste. Mit ihm habe ich überlegt, daß in dem von ihm bewohnten geräumigen Hause einige Zimmer für eine erholungsbedürftige Missionarsfamilie reserviert werden. Desgleichen wurden verschiedene Verbesserungen des Institutes Steinthal besprochen, die hoffentlich auch dazu beitragen, die Erträge desselben zu vermehren.

Bei dem Besuch der Steinthaler Schule durfte ich mich über die Haltung und Kenntnisse der Kinder freuen, obwohl natürlich auch hier die schon öfter erwähnten Mißstände hervortraten. Leider fehlt eine zweite Lehrkraft, die angesichts der Zahl der Kinder durchaus nötig wäre. Der braune Lehrer ist tüchtig und willig, hat aber je und dann eine Neigung zum Trunk, so daß ich sehr ernst mit ihm reden mußte. Manche besser bezahlte Stellen, die ihm angeboten worden sind, hat er bisher abgelehnt; doch wird es nötig sein, sein Gehalt aufzubessern, falls er sein Versprechen hält und der Neigung zum Trunk entsagt.

Am Nachmittag besuchte ich die Schule in Tulbagh. Hier fand ich in 2 Schulräumen etwa 70 Kinder vor, die von zwei weißen Lehrrinnen unterrichtet werden. Am meisten ragte die Leistung der Kinder im Gesang hervor, doch auch im Schreiben und Lesen waren sie gut gefördert, dagegen erschienen mir wiederum die religiösen Kenntnisse für eine Missionsschule nicht hinreichend. Nachher besuchten Bruder Kreft und ich den Ort Ceres-Statie, den wir nach zweistündiger Fahrt mit der Karre erreichten. Hier hat Bruder Kreft eine Filialarbeit begonnen. Ein sehr kleines,



Schule in Tulbagh. II. Klasse.

unzureichendes Lokal dient für die sonntäglichen Gottesdienste, die im Auftrag des Bruder Kreft von einem gläubigen Bauern gehalten werden. Es war mir eine Freude, diesen treuen Mitarbeiter des Bruder Kreft persönlich kennen zu lernen.

Besonders galt jedoch unser Besuch einem Gemeindeglied Gerd Kubido, der dem Bruder Kreft ein Stück Gartenland für unsere Rheinische Mission zu 60 Pfd. Strl. angeboten hatte. Wir hatten schon die nötigen Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß dieses Land wohl gegen 200 Pfd. Strl. wert sei. Noch an demselben Tage waren dem Gerd Kubido von andrer Seite 150 Pfd. Strl. geboten worden. Er blieb aber dabei, daß er von der Mission nur 60 Pfd. Strl. haben wolle. Nachdem wir das sehr geeignete Stück Gartenland in Augenschein genommen hatten, schloßen wir mit dankbarem Herzen den Kauf ab. Dieser schwarze Mann hat also durch den so niedrig gestellten Kaufpreis der Mission wenigstens 90 Pfd. Strl. = 1800 M. zum Geschenk gegeben. Auf dem erworbenen Grundstück soll so bald wie möglich ein Gebäude errichtet werden, das zu kirchlichen und Schulzwecken dient. Da der Platz Ceres-Statie in schneller Entwicklung begriffen ist, ist es sehr wichtig, daß hier mit Eifer und Treue Missionsarbeit getrieben wird. Ich glaube, daß es nicht zu lange währen wird, bis dort ein europäischer Missionar stationiert werden muß.

Donnerstag, den 22. Januar, verließen wir morgens 8 Uhr das lieblich gelegene Tulbagh, wo wir einige so schöne Tage verlebt hatten. Unterwegs besuchten wir noch einen Diakon, der nahe bei Tulbagh-Road wohnt, und einen andern an dem genannten Orte selbst, wo ich mit Bruder Kreft auch sonst noch einige Hausbesuche machen konnte. Vor allem besah ich mir in Tulbagh-Road die Räume, wo Gottesdienst und Schule gehalten wird. Dieselben sind durchaus unzureichend, und es muß auch hier sobald als möglich ein eigenes Lokal dafür errichtet werden, zumal da Tulbagh-Road sich ebenfalls in aufwärtsgehender Entwicklung befindet und sich immer mehr Eingeborene dort niederlassen werden. Gegen ½10 Uhr bestiegen wir dann den Zug, um über Stellenbosch und Eendekuil zunächst nach Clan-William und von da nach Wuppertal zu reisen.

9. Von Tulbagh nach Wuppertal.

Am 22. Januar verließ ich Tulbagh nach fast achttägigem Aufenthalt, um die letzte der südlich gelegenen rheinischen Missionsstationen in der Kapkolonie, Wuppertal, zu besuchen. Meine Absicht, mit einer Pferdekarre von Tulbagh zunächst nach Clan-William und dann weiter zu dem in den Zederbergen gelegenen Wuppertal zu fahren, scheiterte daran, daß die nötigen Zugtiere in der gegenwärtigen Zeit nicht aufzutreiben waren. An diesen mangelt es nach dem Kriege noch gar sehr. So mußte ich mich entschließen, mit meinem Neffen zuerst eine lange, 1½ tägige Fahrt mit der Eisenbahn zu machen.

Am ersten Tage reisten wir nur bis Stellenbosch und haben dort noch einmal die Liebe und Gastfreundschaft unsres Missionars Weber und seiner Frau genießen dürfen. Den folgenden Morgen verließen wir schon vor 8 Uhr Stellenbosch und fuhren zunächst auf der Strecke nach Kapstadt bis Durban Road. Hier mußten wir umsteigen, um in den Zug nach Eende-Kuil, der letzten Station auf dieser in die Gegend der Zederberge führenden Strecke, zu gelangen. In der Kapkolonie gibt es für Europäer 2 Eisenbahnklassen; die dritte Klasse ist fast ausschließlich für Eingeborene bestimmt. Europäer können sie kaum benutzen. So hatten wir denn Billette zweiter Klasse gelöst. Eine große Annehmlichkeit und Erleichterung ist es, daß wir als Missionsangehörige für den halben Preis fahren können. Als nun unser Zug einlief, hatten wir viel Mühe, um endlich in der sehr überfüllten zweiten Klasse ein Plätzchen zu finden. Kaum hatten wir uns notdürftig eingerichtet, da fragte ich noch einmal der Vorsicht halber, ob dieser Zug nach Eende-Kuil fahre. Es wurde mir geantwortet, daß nur die hinteren Wagen nach dieser Richtung führen, dagegen der Wagen, worin wir uns befanden, einen ganz anderen Weg einschlage. Nur noch eben gelang es uns auszusteigen. Wir wandten uns dann an einen Beamten und wurden durch ihn in ein Abteil erster Klasse gebracht, in dem wir nun die ganze Reise bis Eende-Kuil ohne Zuschlagszahlung machen konnten. Von Herzen haben wir dem Herrn gedankt, daß er uns davor bewahrt hatte, nach der falschen Richtung zu fahren, wodurch wir in die größte Verlegenheit gekommen wären, da von Missionar Schmolke alle Reise-

vorbereitungen von Eende-Kuil aus mit viel Mühe und Sorgfalt getroffen waren. Ein weiterer Zug fuhr erst drei Tage später wieder nach Eende-Kuil. So hätte zum mindesten unser Irrtum uns sehr viele Kosten, aber auch große Unannehmlichkeiten bereitet. Dankbar waren wir auch für die mancherlei Bequemlichkeiten, die uns auf der langen Reise das Fahren in der ersten Klasse, die übrigens ganz einfach eingerichtet ist, bereitete. Ebenso dankten wir dem Herrn, daß die große Hitze der vorigen Tage nachgelassen hatte und dafür ein kühlender und erfrischender Regen eingetreten war.

Wir fuhren in unserem Abteil allein mit einem Engländer. Natürlich machten wir uns mit ihm bekannt und führten dann eingehende Gespräche. Dieser sonst freundliche Herr bemerkte, als er hörte, daß ich Missionsinspektor sei, er habe in seinem Geschäft mit heidnischen Kaffern zu tun; die christlichen Arbeiter, welche die Missionsschule besucht hätten, seien meist viel anspruchsvoller und hochmütiger und deshalb schlecht zu gebrauchen. Er sei der Ansicht, daß die schwarzen und braunen Leute wohl gern das Evangelium von der Sünden-vergebenden Gnade hörten, aber die sittlichen Forderungen des Christentums nicht zu Herzen nähmen. Lange haben wir über diesen Punkt gesprochen, und zum Schluß gestand mir dieser Mitreisende wenigstens zu, daß es unter allen Umständen unsere Pflicht sei, den Heiden das Evangelium zu bringen, wenn wir selbst an dasselbe glauben. Dieser Mitreisende erzählte mir dann weiter, er sei nach Afrika gekommen als großer Freund der Buren und habe den Krieg für sehr ungerecht gehalten und verurteilt. Hier in Afrika habe er die Buren kennen gelernt und müsse nun ganz entgegengesetzte Ansichten vertreten. Ihm stehe es fest, daß es für Süd-Afrika und für die Buren selbst das größte Unglück gewesen wäre, wenn sie gesiegt hätten und nicht mehr unter dem starken und wohlwollenden englischen Regiment ständen. — In dieser Hinsicht werden hier in der Kapkolonie die allerverschiedensten Anschauungen laut. In derselben Familie steht der eine Teil auf Seiten der Buren, der andre auf Seiten der Engländer. Gott gebe, daß die Gegensätze sich ausgleichen und Friede in die Herzen, Häuser und ins ganze Land einziehe, damit das Friedensreich unsres Gottes hier im Segen gebaut werden könne! Jeder, der das Wohl des Volkes

und Landes im Auge hat, wird gut daran tun, sich nicht einseitig der einen oder der andern der sich hier gegenüberstehenden Parteien anzuschließen. — Gegen 4 Uhr verließ unser Mitreisender in Piquetberg den Zug. Wir konnten herzlichen Abschied nehmen trotz so mancher Verschiedenheiten, die im Lauf des Gespräches offenbar geworden waren. Noch bis fast 7 Uhr mußten wir in der Eisenbahn aushalten. Immer weiter ging es den Berg hinan. Schon von Durban-Road ab stieg die Bahn bald langsam, bald steiler, so daß wir am Abend eine nicht unbeträchtliche Höhe erreicht hatten.

In Eende-Kuil empfing uns der Gasthausbesitzer mit einem Brief unsres Missionars Schmolke, und gleichzeitig begrüßte uns der Karrenführer, den ebenfalls Missionar Schmolke dorthin bestellt hatte. So war aufs trefflichste für uns gesorgt, und wir traten diesen besonders schwierigen Teil der Reise an mit dem angenehmen Bewußtsein, daß wir uns um nichts zu kümmern hätten, da Missionar Schmolke überall in der freundlichsten Weise und mit großem Geschick alles für uns bereitet und angeordnet hatte. Nachdem wir ein wenig zu Abend gegessen hatten, bestiegen wir die Karre, und nun ging es noch über 2 Stunden in die dunkle Nacht hinein. Unsre vier vorgespannten Pferde brachten uns sehr schnell vom Fleck. Es gab freilich manchen Stoß auszuhalten, und hier und da mochte man besorgt sein, daß die Karre umstürzen würde. Allein unser Wagenführer hielt die Zügel fest in der Hand, und wir gewannen bald das Vertrauen, daß wir unter seiner Leitung gut aufgehoben seien. Als es nun bald steil bergan ging, boten wir ihm an, auszusteigen und zu Fuß zu gehen. Gar gerne ging er darauf ein. So wanderten wir denn etwa eine Stunde bergauf in der frischen Nachtluft. Wir waren freilich froh, daß an der Seite der Straße hohe Steine gelegt und aufgestellt waren, so daß wir auch in der Dunkelheit uns zurecht finden konnten und vor dem Absturz bewahrt blieben.

Gegen 10 Uhr kamen wir in Modderfontein an und wurden dort von den Angehörigen des Wagenführers, dem Gasthofbesitzer und seiner Familie, sehr herzlich aufgenommen. Sehr bald suchten wir unser einfaches Lager auf. Es befand sich in einem Seitengebäude; die Zwischenwände waren sämtlich von Brettern, so daß wir nicht nur das Licht unsrer Nachbarn genießen konnten, son-

dern auch durch ihre laute Unterhaltung in der Ruhe gestört wurden. Trotzdem schlief es sich verhältnismäßig gut nach der langen Reise. Bemerkenswert ist vielleicht, daß hier in Afrika in den meisten Häusern die Türen der Schlafzimmer nicht abgeschlossen werden können; man scheint also vor Dieben und dergleichen nicht bange zu sein. Wir sind auch nie in irgend einer Weise belästigt worden. Nur erscheint in der Regel morgens gegen oder schon vor 6 Uhr ein schwarzer Bedienter mit einer Tasse Kaffee, die er ohne weiteres ins Zimmer bringt und ans Bett stellt. Daran sind die Afrikaner nun einmal gewöhnt, wie sie denn überhaupt den Kaffee über alles lieben.

Am andern Morgen um 8 Uhr saßen wir wieder in unsrer mit 4 Zugtieren (2 Mauleseln und 2 Pferden) bespannten Karre, und nun ging es in schnellem Trabe dem Oliphant-Rivier entlang nach Clan-William zu. Es war überaus wohltuend auf dieser Reise fließendes Wasser zu sehen; ja wir haben es uns nicht nehmen lassen, am späten Nachmittag ein erfrischendes Bad in dem Flusse zu nehmen. Es ging Berg auf und Berg ab. Für afrikanische Verhältnisse war die Gegend sehr schön, freilich ohne üppige Vegetation. Schöne Wälder und dergl. darf man hier im Westen der Kolonie nie erwarten. Die Berge sind meist kahl, und auch in den Tälern und an den unteren Abhängen der Berge wachsen in der Regel nur kleine Sträucher, die um diese Jahreszeit, d. h. im Sommer, mit spärlichem Grün bedeckt sind. Nur die Farmen der Buren, die eben künstlich bewässert werden, sind liebliche Oasen in der unfruchtbaren Gegend. Die Bergformationen sind dagegen wunderbar schön und großartig und haben immer wieder unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Trotz aller Mühen und Beschwerden die eine solche Karrenfahrt mit sich bringt, ist sie doch sehr lohnend.

Nach etwa 2 Stunden spannte unser Kutscher an einer Bauernfarm aus. Dieses Mal hatten wir es mit einem holländisch-afrikanischen Bur zu tun, deren wir noch manche auf dieser Reise kennen lernen sollten. Der Mann war sehr einsilbig, lud uns aber in sein Haus ein und bewirtete uns ganz vorzüglich, freilich mit einfacher Bauernkost. Von Bezahlung war keine Rede, da Missionar Schmolke alles angeordnet hatte.

Erst nach zweistündiger Rast fuhren wir weiter, haben dann

aber nur noch einmal unterwegs ausgespannt und kamen gegen 7 Uhr abends in Clan-William an, wo wir von dem dortigen Prediger Leipoldt und seiner Frau aufs freundlichste aufgenommen wurden. Beide sind Kinder von alten rheinischen Missionaren. Über Sonntag blieben wir in Clan-William. Auf Wunsch des Predigers Leipoldt übernahm ich morgens und nachmittags die Predigt in der holländisch-reformierten Gemeinde, der er vorsteht, und erzählte nachher auch im Kindergottesdienst aus unsrer Missionsarbeit. Sehr gerne hielt ich abends auch noch der dortigen an die reformierte Kirche angeschlossenen schwarzen Gemeinde auf Bitten ihrer Vorsteher einen Gottesdienst. Diese schwarze Gemeinde hat ihre eigene Kirche. Für uns Europäer ist es auffallend, daß die Glieder derselben, obwohl der reformierten Kirche zugehörig, kein Recht haben, an dem Gottesdienst der weißen Gemeinde teilzunehmen. Während morgens und nachmittags die Kirche der Weißen fast leer stand, war am Abend das Gotteshaus der eingeborenen Gemeinde sehr gut besucht; auch hatte ich eine aufmerksame Zuhörerschaft. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß die Mitglieder der weißen Gemeinde sehr zerstreut wohnen; dazu hatte es an dem Tage geregnet, so daß es für die ferner Wohnenden kaum möglich war zu kommen. Der Kirchenbesuch soll aber in der Regel sehr gering sein.

Montag den 26. Januar, waren wir schon um 4 Uhr morgens reisefertig. Durch die Schuld unseres schwarzen Kutschers verzögerte sich aber die Abreise bis nach 5 Uhr. Dann ging es in der mit sechs, freilich sehr mageren Pferden bespannten Karre die steilen Berge hinauf in die besonders frische Morgenluft hinein, da es in der Nacht ordentlich geregnet hatte. Unser Herz war froh in dem Herrn, der uns bisher so treu geleitet und vor allem Unfall bewahrt hatte. Gar gerne wären wir an dem Tage bis Wuppertal gefahren. Doch unser schwarzer Kutscher erklärte dies zunächst für ganz unmöglich. Gegen 8 Uhr wurde bei einer Burenfarm, Packuis, ausgespannt. Wir hatten von Prediger Leipoldt und seiner Frau Empfehlungsbriefe an die dort wohnende Familie Bergh, Glieder ihrer Gemeinde. So wurden wir denn mit einer geradezu staunenswerten Herzlichkeit empfangen und mit ebensolcher Liebenswürdigkeit bewirtet. Es war uns, als ob wir bei alten Freunden eingekehrt seien. Sie erklärten uns auch, daß

wir an dem Tage nicht bis Wuppertal fahren könnten, und baten dringend, wir möchten doch über Mittag bei ihnen bleiben. Gar gerne hätten wir das getan; doch behielten wir unser Ziel im Auge und fuhren um 10 Uhr weiter.



An der Ausspannstelle mit der Pferdekarre.
Außer den Reisenden die Kinder des Miss. Schmolke und der eingeborne Kutscher.

Aber nach einer Stunde hielt unser Kutscher schon wieder an einer Burenfarm, Statie. Der alte Bur, ein Herr Hough, kam sofort an unsere Karre und nötigte uns förmlich in sein Haus einzutreten. Er wohnt dort mit seiner Frau und einem Enkelsohn. Beide wurden herbeigerufen, und nun entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung. Der Enkelsohn war von den Buren gezwungen worden, sich ihnen anzuschließen, und konnte mancherlei aus dem Kriege erzählen, so daß die Zeit nur zu schnell verging. Obwohl wir noch keinen

Hunger hatten, mußten wir der Einladung folgen, am Mittagsmahl teilzunehmen, und wurden auch hier wieder wie alte Freunde bewirtet. Der alte Großvater Hough redete denn auch mit unserem Kutscher und brachte es dahin, daß er sich bereit erklärte, uns bis Wuppertal zu bringen, falls wir stets absteigen würden, wenn es bergan gehe. Wir hatten schon einen Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt und haben so an diesem Tage etwa 6—7 Stunden gewandert, für afrikanische Verhältnisse eine ungewöhnliche Leistung. Übrigens war es kein heißer Tag, so daß es sich gut marschierte.

Gegen 1 Uhr verließen wir Statie und kamen nach 4 Uhr in Welbedacht, einer Burenfarm, an, wo wir aber nicht ausspannen durften, weil eine Krankheit unter dem Vieh ausgebrochen war. Der Besitzer der Farm, ein Herr Lübbe, kam sofort an unsere Karre und begrüßte uns so herzlich, daß wir seiner Einladung, eine Tasse Kaffee bei ihm zu trinken, Folge leisten mußten. Unser Kutscher fuhr noch den Berg hinauf und spannte etwa eine halbe Stunde von Welbedacht im freien Felde aus, um die müden Pferde zu füttern und ruhen zu lassen. Weil wir versprochen hatten, bald nachzukommen, hatten wir in Welbedacht keine Ruhe und brachen schnell auf. Herr Lübbe begleitete uns bis zu unserer Karre. Seiner Frau gab er noch den Auftrag, Trauben nachzusenden, da wir keine Zeit hatten, darauf zu warten. Noch hatten wir unsere Karre nicht erreicht, da erschien ein schwarzer Junge mit einem großen Korb der herrlichsten Trauben und einer Anzahl schöner, frisch gebackener afrikanischer Zwiebäcke. Solche Trauben hatten wir noch bei jeder Farm reichlich und ohne Bezahlung erhalten. Gleichwohl waren diese für uns, unsern Kutscher und seinen kleinen schwarzen Jungen für die weitere Reise ein rechtes Labsal.

Wir wanderten noch fast drei Stunden zuerst vor, nachher hinter der Karre, und waren zuletzt so müde, daß wir uns freuten, noch einmal eine Zeitlang in der Karre sitzen zu können, und ertrugen mit Freuden die teilweise schrecklichen Stöße, denen wir infolge der Unebenheit des Weges ausgesetzt waren. Endlich sahen wir von hoher Bergesspitze tief unten im Tale unser altes liebliches Wuppertal liegen, eilten dann zu Fuß den Berg hinab und fuhren zuletzt wieder mit der Karre dankbaren Herzens in Wuppertal ein.

10. Wuppertal.

Dem uns bekannten Wuppertal, d. i. den Industriezentren Elberfeld und Barmen, mit seinem bewegten Leben gleicht das Wuppertal in der Kapkolonie in keiner Weise. Es ist fern abgelegen vom Weltverkehr. Bei Benutzung der besten Verkehrsgelegenheit erreicht man von Kapstadt erst nach viertägiger anstrengender Reise per Bahn und in der Pferdekarre das stille, einsame Missionsinstitut, das man „Wuppertal" genannt hat. Das Recht zu dieser Benennung gibt uns übrigens die Tatsache, daß hier, wie freilich auch an so vielen anderen Stätten, die Liebe der Wuppertaler Christen und ihrer Freunde in Rheinland und Westfalen sich ein schönes Denkmal errichtet hat.

Die ersten von der Rheinischen Missionsgesellschaft ausgesandten Missionare von Wurmb und Leipoldt haben sich im Jahre 1830 hier niedergelassen und ein großes, Tausende von Morgen umfassendes Bauerngut gekauft für 4000 Taler. Dieser Ankauf hat damals den Missionsvorstand in Barmen in große Verlegenheit versetzt, sich aber nachher als ein gesegnetes Unternehmen erwiesen. — Nacheinander haben hier gearbeitet Leipoldt, Vater und Sohn, Gerdener und der jetzige Stationsmissionar Schmolke, letzterer seit dem Jahre 1889. Außer den genannten Leitern des Instituts waren wenigstens in den ersten Jahrzehnten noch verschiedene von der Missionsgesellschaft ausgesandte Kolonisten in Wuppertal tätig. Es gelang denn auch, dem sonst sehr unfruchtbaren Boden in den Tälern, wo auch im Sommer Wasser gesammelt werden kann, einen hier und da recht reichen Ertrag abzugewinnen.

Bald ward Wuppertal eine Zufluchtsstätte für freigelassene Sklaven und für Schwarze und Braune aller Art, die gerne unter dem Segen des Evangeliums wohnen wollten. Jetzt leben auf dem Wuppertaler Grund etwa 1100 Christen; doch nicht alle wohnen in dem kleinen Wuppertal selbst, sondern sind zum Teil weit zerstreut auf Außenplätzen — überall da, wo sich anbaufähiger Boden findet. Außerdem arbeitet der Stationsmissionar unter den umwohnenden Heiden und hat so Gelegenheit, immer wieder neue Glieder in die Gemeinde aufzunehmen.



Station Wuppertal.

Am Montag, den 26. Januar, kamen wir gegen Abend in Wuppertal an und wurden von Bruder Schmolke und vielen Gemeindegliedern aufs herzlichste begrüßt. Am Dienstagmorgen fanden sich wieder große Scharen männlicher und weiblicher Glieder der Gemeinde ein — vor allem von den Außenplätzen. Sie stellten sich vor dem Missionshaus auf und sangen Lieder zu unserer Begrüßung. Natürlich konnte ich nicht anders, als ihnen in einer Ansprache für den herzlichen Beweis ihrer Liebe danken.



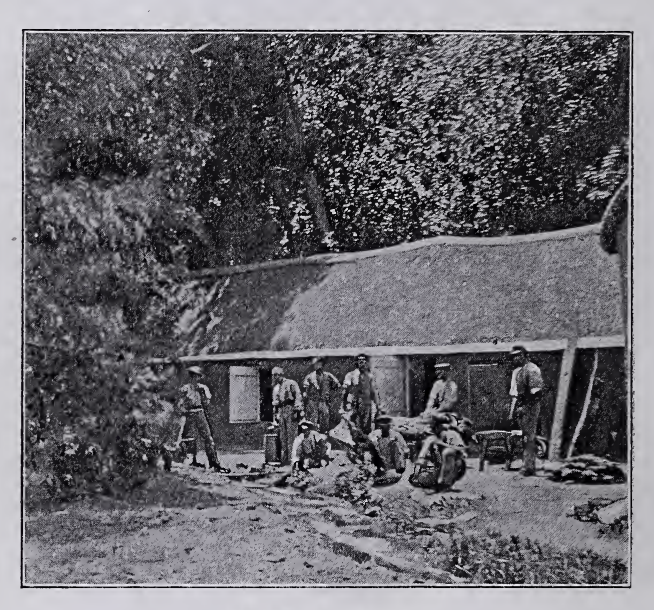
Die Berge von Wuppertal.

Später besah ich mir mit Bruder Schmolke die zahlreichen, der Mission gehörigen Gebäude, vor allem die Gerberei, die Schuhmacherei, den Laden, die Mühle, die drei Schulklassen u. s. w. Überall herrschte Ordnungsliebe, Fleiß und Sauberkeit. Eine feste Hand führt hier das Regiment, doch machen die braunen und schwarzen Arbeiter durchweg einen sehr zufriedenen und glücklichen Eindruck.

Augenblicklich arbeitet hier Bruder Schmolke ganz allein, während, wie schon bemerkt, in früheren Zeiten gewöhnlich

Kirche und Missionshaus in Wuppertal.

ein oder zwei Missionskolonisten oder Handwerker dem Stationsmissionar zur Seite standen. Die Lage des Bruders Schmolke ist dadurch noch besonders erschwert, daß er vor stark Jahresfrist seine treue Frau durch den Tod verloren hat. Zum Glück besitzt er eine neunzehnjährige Tochter, die ihm treu zur Seite steht. Da sie aber nicht nur den Haushalt führt, sondern auch als Hauptlehrerin in der Schule, als Postverwalterin



Gerberei in Wuppertal.

und Organistin tätig ist, sind ihre Kräfte über die Maßen in Anspruch genommen. Es wird hier unbedingt auf Abhülfe gesonnen werden müssen.

Am Nachmittage machte ich mit Bruder Schmolke einen Gang durchs Dorf und besah mir vor allem die Wohnungen und Gärten der Gemeindeglieder. Die Häuser sind am Bergabhang erbaut, die Gärten liegen unten im Tal und besitzen, da sie hier sehr reichlich mit Wasser versorgt werden können, eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Der Ertrag, besonders der Obstbäume und Weinstöcke, hat mich geradezu in Erstaunen gesetzt. Schade nur, daß es keine Gelegenheit für die Leute gibt,

die Früchte in frischem Zustande zu verkaufen, sonst würde ihr Wohlstand sich ganz außerordentlich vergrößern. Man ist nun genötigt, die Früchte — vor allem die Pfirsiche und Birnen — zu trocknen und auf diese Weise in den Handel zu bringen. Die gedörrten Wuppertaler Früchte sind weit und breit bekannt und sehr gesucht, werden auch verhältnismäßig gut bezahlt. Bemerken möchte ich hier noch, daß außer den Gärten der Gemeindeglieder große Strecken fruchtbaren Landes für die Mission



Schuhmacherei in Wuppertal.

reserviert sind und zu deren Besten bebaut werden. Ganz besonders interessierten mich die großen Tabakpflanzungen, die Bruder Schmolke hier angelegt hat und die dem Institut auch sehr gute Erträge liefern. Dabei ist es zugleich das Bestreben Bruder Schmolkes, seinen Gemeindegliedern durch das Bebauen des für die Mission reservierten Landes, sowie durch Beschäftigung in der schon vorhin erwähnten großen Gerberei und der noch größeren Schuhmacherei, die Tausende von Schuhen über die ganze Provinz hin liefert, noch besondere Gelegenheit zu gutem Verdienst zu geben. Kein Wunder daher, daß immer wieder neue Bewerber sich einstellen, die sich gern in Wuppertal an=

siedeln möchten. Aber trotz großer Bemühungen ist Missionar Schmolke leider nicht imstande, ihnen allen ein genügendes Stück Land zur Errichtung einer Wohnung und zum Erwerb des Unterhaltes anzuweisen.

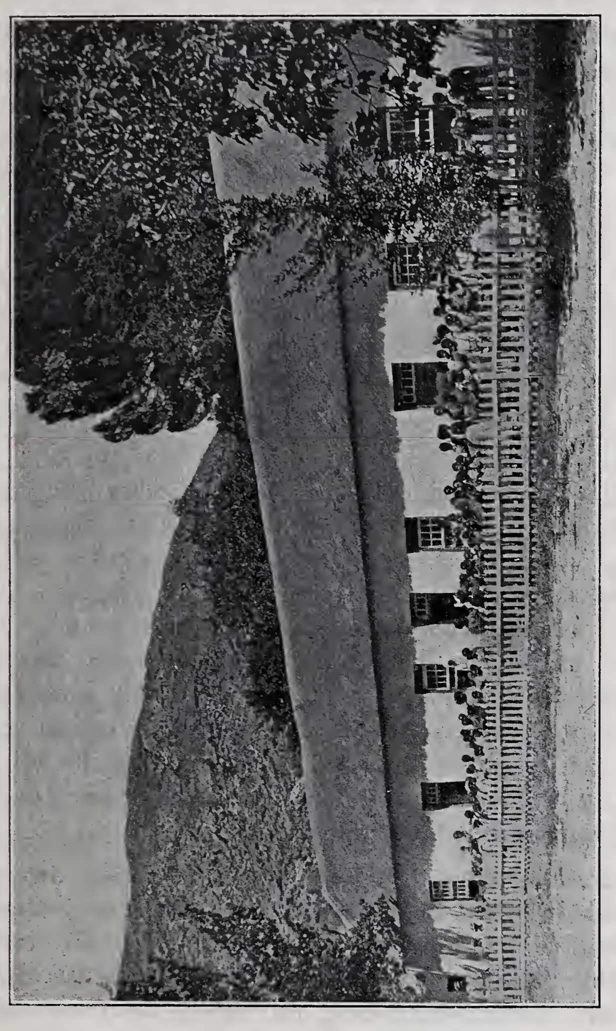
Am Mittwoch besuchte ich morgens die Missionsschule. Hier arbeiten neben und unter Fräulein Joh. Schmolke, die, wie oben erwähnt, die erste Lehrerin und Leiterin der Schule ist, zwei braune Lehrerinnen in besonderen Klassen. Die eine, Sarah Salomo, unterrichtet schon seit 32, die andere Joh. Jack seit 23 Jahren. Bei den sonst durchaus guten Eindrücken trat mir auch hier wie an andern Orten der Mißstand entgegen, daß die Kinder trotz reichlicher Aneignung von mancherlei Kenntnissen zu wenig zum selbständigen Denken angeleitet werden. In der Religion schienen sie etwas geförderter zu sein als in einigen andern Schulen, doch dürften auch darin noch höhere Ziele erstrebt werden.

Der Nachmittag und ein großer Teil des folgenden Tages wurde zur Bücher- und Kassenrevision benutzt. Man macht sich keine Vorstellung davon, welch' umfangreiche Verwaltung gerade das Institut Wuppertal erfordert. Um so nötiger ist natürlich, daß die Bücher mit der peinlichsten Ordnung und Gewissenhaftigkeit geführt werden, die sich freilich bei Bruder Schmolke bis auf die kleinsten Einzelheiten hin erstreckt.

Die Einkünfte des Instituts sind während der Kriegszeit sehr zurückgegangen, da die aufständischen Bauern wiederholt Wuppertal besucht und nicht nur alles, was sie erreichen konnten, mitgenommen, sondern auch verursacht haben, daß der ganze Betrieb lange Zeit eingestellt werden mußte. Jetzt ist jedoch alles wieder in vollem Gang und in reger Tätigkeit, so daß auch unsere Missionskasse wieder auf gute Erträge hoffen darf. Bruder Schmolke versteht es nämlich in seltener Weise, die Interessen der Gemeindeglieder, die er mit Recht voranstellt, und die der Missionskasse zu vereinigen. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Bewohner Wuppertals in herzlicher Liebe und großer Dankbarkeit an ihrem Missionar hängen, was natürlich nicht ausschließt, daß sich auch einzelne unzufriedene Elemente finden.

Einige Leute, die von Bruder Schmolke wegen Widersetzlichkeit und wiederholter Übertretungen der Institutsordnungen

aus dem Wuppertaler Gebiet ausgewiesen waren, kamen am Donnerstagabend von fern her, um, wie sie hofften, durch meine Vermittelung wieder Zutritt zu dem Institut zu er=



Schule in Wuppertal.

langen. Ich hörte ihre Klagen in Gegenwart von Bruder Schmolke an, sah mich dann aber veranlaßt, für diesen in solcher Weise einzutreten, daß sie schon am folgenden Morgen Wuppertal mit der Erklärung verließen, es sei ihnen nicht möglich

gewesen, auch nur mit einer Nadelspitze zwischen den Inspektor und den Missionar zu kommen. Hoffentlich nehmen sich andere Gemeindeglieder, die zur Unzufriedenheit geneigt sein sollten, diese Leute zum warnenden Vorbild.

Freitag, den 30. Januar, fuhren Bruder Schmolke und ich nach Beukeskraal, dem nächstgelegenen Außenplatz von Wuppertal. In einer halben Stunde erreichten wir den schön gelegenen Platz. Nachdem wir uns zunächst die sehr gut gepflegten Gärten der Leute und dann auch das der Mission gehörige schöne Tabaksland angesehen hatten, besuchten wir sämtliche Bewohner in ihren Häusern und hatten mit einzelnen eine etwas eingehendere Unterhaltung. Hier wohnen fast ausschließlich Hereros, die vor Jahren von Bruder Rath und andern in die Kapkolonie verpflanzt, an diesem Platz eine neue Heimat gefunden haben. Sie sind sämtlich Christen und scheinen es mit ihrem Glauben aufrichtig zu meinen. Auch leben sie durchweg in Zufriedenheit, ja, einzelne besitzen einen gewissen Wohlstand.

Am Nachmittag und an dem folgenden Morgen gab es wieder eine ganze Reihe Kassen- und Gemeindebücher durchzusehen. Die neben vielen andern Kassen bestehende Armenkasse wird sehr wenig in Anspruch genommen, da die meisten Bewohner den nötigen Lebensunterhalt erwerben können. Früher zahlten die Gemeindeglieder jährlich gewisse Beiträge in die Armenkasse und erwarteten dafür, daß die alten, arbeitsunfähigen Glieder der Familie aus derselben unterhalten würden. Deswegen hat Bruder Schmolke, der es mit Recht für die Pflicht der einzelnen Familien hält, für ihre alten Glieder zu sorgen, jene jährlichen Beiträge abgeschafft.

Samstag nachmittag fand eine mehrstündige Sitzung des Gemeindevorstandes statt, in der alle möglichen inneren Angelegenheiten der Gemeinde besprochen wurden. Sie verlief in sehr schöner Weise und zeugte davon, daß zwischen dem Missionar und den Vorstandsmitgliedern ein rechtes Vertrauensverhältnis besteht und allen das Wohl der Gemeinde auf dem Herzen liegt. Es ist mir fraglich, ob viele Pastoren in der Heimat eine solche Hülfe an ihren Ältesten haben wie die meisten unserer Missionare an ihrem Kirchenvorstand.

Sonntag, den 1. Februar, übernahm ich auf Wunsch des Bruder Schmolke die Morgenpredigt über das Evangelium des Tages und hielt am Nachmittag einen Missionsgottesdienst. Im Anschluß daran fand noch ein von Bruder Schmolke gehaltener Singgottesdienst statt, der in ähnlicher Weise an jedem Sonntag üblich ist. Der Gottesdienst war sowohl am Vormittag als Nachmittag sehr gut besucht. Um 8 Uhr abends predigte Bruder Schmolke über Römer 8, 12 ff. Es war mir immer eine Freude, wie aufmerksam auch nach so vielen Gottesdiensten die Gemeindeglieder auf Gottes Wort hörten.

Am Montag morgen hatte ich ein eingehendes Gespräch mit Claas Veloen, dem über sechzig Jahre alten emeritierten Lehrer in dem zu Wuppertal gehörigen Filial Honig-Vlij, wo er jetzt als Evangelist tätig ist. Er gab mir mancherlei Auskunft über die vergangene Zeit — vor allem über den Erwerb von Honig-Vlij. In früheren Zeiten besaß diesen Platz ein Holländer Dirk Ockhuis, dessen Vergangenheit sehr dunkel ist. Er lebte mit einer eingeborenen Frau in wilder Ehe und hatte mit ihr neun Kinder. Diesen vermachte die Frau den Platz mit der testamentarischen Bestimmung, daß ein jedes Kind ein Neuntel davon erhalten sollte zum bleibenden Eigentum und das Erbe nie an andere verkauft werden dürfe. Aber durch Trunkenheit und leichtsinniges Schuldenmachen gingen die Besitzer immer mehr zurück und waren endlich gezwungen, trotz der entgegenstehenden testamentarischen Bestimmung zum Verkauf zu schreiten. Verschiedene umwohnende Bauern bemühten sich vergebens, den Platz in ihre Hände zu bringen, bis schließlich die Brüder Leipoldt, Vater und Sohn, das Erbe kauften — und zwar im Interesse der bisherigen Besitzer, an die sie den Platz verpachteten. Nun lebt aber in den Köpfen der Enkel und Urenkel der Gedanke, daß der Verkauf nicht rechtmäßig zu stande gekommen sei. Bruder Schmolke hat deshalb mit den Leuten mancherlei Schwierigkeiten gehabt, doch werden sie sich mit der Zeit beruhigen müssen. Jedenfalls wäre es ihr eigener Schade, wenn der Kauf wieder rückgängig gemacht werden könnte, da sie selbst nicht in der Lage sind, Besitzer des Platzes zu werden und zu bleiben.

Nachher wohnte ich dem Katechumenenunterricht des Bruder Schmolke bei. Sowohl die Kenntnis der Heiligen Schrift und

des Katechismus als die Aufmerksamkeit der Katechumenen während des mehr als 1½stündigen Unterrichtes waren gleich rühmenswert. Am Nachmittag begann ich mit Hausbesuchen bei den Bewohnern des Ortes Wuppertal selbst. Bruder Schmolke hatte nämlich den berechtigten Wunsch, daß ich alle einzeln besuchen sollte, was denn auch an verschiedenen Tagen dieser Woche geschah. Soweit es möglich ist, hat jede Familie ihr eigenes, freilich bisher recht kleines Häuschen. Durchweg sind die Familien sehr reich an Kindern, von denen leider viele in den ersten Jahren aus Mangel an verständiger Pflege sterben. — Überhaupt läßt das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung der Eltern gegen die Kinder zu wünschen übrig. Es kommt oft genug vor, daß Eltern ein Kind ohne weiteres an Freunde oder Verwandte abgeben, die es dann als ihr eigenes aufziehen.

Einen sehr wohltuenden Eindruck machte auf mich die Einfachheit der Sitten und der Kleidung; von der sonst vielfach unter unseren afrikanischen Gemeindegliedern herrschenden Putzsucht und Eitelkeit merkte man hier so gut wie nichts. Dagegen sind auch die Bewohner des Instituts den Nationalsünden des Afrikaners, der Trunksucht und Unsittlichkeit, nur zu sehr ausgesetzt, wenn sie auf längere Zeit außerhalb des Instituts zu wohnen gezwungen sind — ein Zeichen, daß ihnen noch die innere Widerstandskraft und sittliche Festigkeit fehlt. Damit verbindet sich ein anderer Mangel, den ich bei den Hausbesuchen in Wuppertal wahrnahm. Alle Gemeindeglieder stehen natürlich in einer ziemlich weitgehenden Abhängigkeit vom Stationsmissionar, und es liegt auf der Hand, daß sie im eigenen Interesse ihm nicht leicht widersprechen. So hatte ich denn gerade hier noch mehr wie an anderen Plätzen den Eindruck, daß die Leute unseren Worten auch in dem Fall willig zustimmten, wo sie damit eigentlich nicht einverstanden waren.

Am Abend fand eine mehrstündige Sitzung des bürgerlichen Gemeindevorstandes statt, eine Einrichtung, die ich nur in Wuppertal kennen gelernt habe. Bruder Schmolke hat sie ins Leben gerufen. Die am ersten Montag jeden Monats stattfindenden Sitzungen tragen wesentlich dazu bei, daß der Missionar die Wünsche und Bedürfnisse der Gemeindeglieder kennen lernt und diese wiederum seine Anweisungen und Ein-

Konfirmandinnen in Wuppertal.

richtungen verstehen. Überhaupt sucht Bruder Schmolke nicht nur die Kirchenvorsteher, sondern auch die Gemeinde möglichst zur Mitverwaltung des Instituts heranzuziehen, um auch auf diese Weise die Selbständigkeit seiner Gemeindeglieder zu vermehren, so weit dies bei unseren noch sehr schwachen braunen und schwarzen Christen zur Zeit zu erreichen ist.

Dienstag, den 3. Februar, brachen Bruder Schmolke und ich um ½6 Uhr morgens mit der Eselskarre auf, um das Filial Honig-Vlij und Witwater zu besuchen. Bald merkten wir, daß die kleinen Esel nicht imstande waren, uns lange zu ziehen. Deshalb stiegen wir aus und legten den größten Teil des Weges zu Fuß zurück. Als wir die Rückreise antraten, sandten wir die Eselskarre einfach nach Wuppertal zurück. Überhaupt hatte Bruder Schmolke sie nur meinetwegen mitgenommen in der Meinung, daß ich solche anstrengenden Touren in der afrikanischen Hitze nicht aushalten könne. Es war übrigens ein herrlicher Weg über Berg und Tal. Von der Unfruchtbarkeit des afrikanischen Bodens machen wir uns freilich in Deutschland nicht von ferne eine Vorstellung. Nur in den Tälern, wo hinreichend Wasser ist, wird eine allerdings meist staunenerregende Fruchtbarkeit erzeugt. Gegen 10 Uhr erreichten wir Witwater, wo drei Familien wohnen, die dort schöne, fruchtbare Gärten angelegt haben. Bei ihnen machten wir kurze Rast.

Bald nach 11 Uhr kamen wir endlich in Honig-Vlij an. Hier hat Bruder Schmolke ein eigenes Zimmerchen eingerichtet, wo wir uns häuslich niederließen und unseren Hunger stillten, denn wir hatten an diesem Tage noch nichts gegessen. Bruder Schmolke hält es nämlich nicht für gut, in Afrika vor einem solchen Marsche etwas zu genießen, weil man nach seiner Meinung so die Anstrengungen viel besser erträgt. Nachdem uns die Bewohner Honig-Vlijs einzeln begrüßt hatten, hielt ich um ½1 Uhr in der Schule einen Gottesdienst über Röm. 13, 8—10, in dem ich die Leute, die viel in Unfrieden leben, mit Nachdruck an das königliche Gebot der Liebe erinnerte. Nachher versammelten sich die etwa dreißig Schulkinder, die eine schlichte braune Frau nach bestem Vermögen unterrichtet. Natürlich durfte ich hier keine großen Kenntnisse voraussetzen, aber die Haltung der Kinder war trefflich.

Um 3 Uhr brachen wir auf und strebten in großem Bogen Wuppertal zu, um unterweges noch einige einzeln wohnende Gemeindeglieder zu besuchen. Erst nach 9 Uhr kamen wir recht ermüdet, doch erfreut über das, was wir erlebt und gesehen hatten, in Wuppertal an.

Am folgenden Tage besichtigten wir das Filial Nieuw-Plaats. Der Weg, der für eine Karre unpassierbar war und deshalb zu Fuß zurückgelegt werden mußte, führte immer am Fluß entlang. Nach etwa dreistündigem Marsch kamen wir gegen ½1 Uhr nach Prinzen-Kraal, den ersten Häusern von Nieuw-Plaats. Hier ruhten wir ein wenig unter herrlich schattigen Bäumen und nahmen einige Erfrischungen zu uns. Nach 1 Uhr erreichten wir die Schule zu Nieuw-Plaats. Die Leute waren schon vielfach versammelt und kamen in immer größerer Anzahl herbei. An einer Seite hatten sich die Kinder mit ihrer ungeschulten braunen Lehrerin aufgestellt, und ich benutzte die Zeit, um sie etwas zu prüfen, vor allem in biblischer Geschichte und teilweise im Rechnen. Ganz besondere Freude hatte ich an dem Gesang der kleinen Kinder, sowie an ihrer ganzen Haltung. Wenn sie sich auch in solchen Schulen keine großen Kenntnisse aneignen können, so ist es doch eine Wohltat, daß sie wenigstens notdürftig im Lesen, Schreiben und Rechnen und vor allem in der biblischen Geschichte unterwiesen werden. Natürlich haben diese Schulen keinen Anspruch auf Subsidien seitens der Regierung. Die Lehrerinnen, die nur sehr geringe Ansprüche machen, werden vom Schulgeld und weiteren Beiträgen der Eltern unterhalten. Von 2 bis nach 3 Uhr fand dann Gottesdienst in der Schule statt, wo ich über Luk. 19, 1—10 redete. Es sei noch bemerkt, daß die Leute in Nieuw-Plaats und Prinzen-Kraal nicht Pächter, sondern selbständige Besitzer ihres Grundes und Bodens sind. Sie gehören aber zur Gemeinde Wuppertal und kommen dort — wenn auch nicht regelmäßig — zur Kirche. Bruder Schmolke hält in Nieuw-Plaats selbst etwa alle 2—3 Monate Gottesdienst ab.

Freitag, den 6. Februar, brach ich mit Bruder Schmolke vor 7 Uhr morgens auf, um die Außenplätze Eselsbank und Langkloof zu besuchen. Teils zu Fuß, teils per Karre ging der Weg bergauf und ab. Eselsbank ließen wir auf dem Heimweg links liegen und erreichten gegen 1 Uhr recht ermüdet Langkloof. Die

Zahl der Bewohner dieses sich weithin erstreckenden Platzes ist nicht groß, doch hält ihnen Bruder Schmolke von Zeit zu Zeit einen Abendgottesdienst; sie kommen sonst nach Wuppertal zur Kirche. Heute konnte leider kein Gottesdienst stattfinden; wir mußten uns daher auf Besprechungen mit den einzelnen beschränken. Eine Schule besteht hier zur Zeit nicht, und die Kinder wachsen ohne jeden geregelten Unterricht auf. Einzelne von ihnen liefen noch vollständig nackt oder nur mit einem schmutzigen Hemd bekleidet umher. Übrigens bemühen sich die Eltern, ihren Kindern selbst die nötigsten Kenntnisse beizubringen. In Eselsbank, wo wir gegen 5 Uhr ankamen, fanden wir ganz ähnliche Zustände. Auch hier gibt es noch keine Schule, doch hofft Bruder Schmolke, bald eine solche, wie sie in Honig-Vlij und Nieuw-Plaats besteht, anlegen zu können. Mit den Eltern und Kindern, die sich im Freien um uns versammelten, hatte ich eingehende Besprechungen und freute mich, daß sie für Gottes Wort zugänglich waren.

Am folgenden Tage galt es, noch mancherlei das Institut betreffende Fragen mit Bruder Schmolke zu erledigen. Auch konnte ich an diesem Tage noch eine Reihe Hausbesuche machen. Leider reichte die Zeit nicht mehr, um die sehr entfernt gelegenen Außenplätze Klein-Vlij und Tweefontein zu besuchen. Letzterer Ort liegt eine Tagereise von Wuppertal entfernt, und Bruder Schmolke kann nur selten dahin gehen. Statt seiner hält der schon früher erwähnte Evangelist von Honig-Vlij in der dortigen Kapelle monatlich einen Gottesdienst ab, der von 100—150 Personen besucht wird. Je und dann kommen auch die Leute nach Wuppertal zum Gottesdienst.

Am Abend fand noch einmal eine außerordentliche Sitzung des Kirchenvorstandes statt, wie sie sonst regelmäßig monatlich abgehalten wird. In derselben wurde die nächste Taufe und Konfirmation auf den Sonntag vor Ostern gelegt und beschlossen, daß sich vorher alle Katechumenen und Konfirmanden sämtlichen Kirchenratsmitgliedern persönlich vorstellen sollten, damit diese zu prüfen vermöchten, ob sie zugelassen werden könnten. Am Schluß der Sitzung mußte ein Gemeindeglied erscheinen, das sich allerlei Unlauterkeiten hatte zu schulden kommen lassen. Der Mann leugnete in keiner Weise seine Schuld und wurde sehr gründlich ermahnt, sein Leben zu bessern, wenn er ferner noch auf Wuppertal wohnen



Die Konfirmanden in Wuppertal.

wolle. Er versprach dann auch mit beweglichen Worten, ein anderes Leben führen zu wollen. Doch ist auf solche Versprechungen leider nicht so viel zu geben.

Am Sonntag war die Kirche wieder bis auf den letzten Platz besetzt, und mit Aufmerksamkeit folgte die Gemeinde meiner Predigt über das Evangelium des Tages Matth. 20, 1—16. Der Nachmittagsgottesdienst, den Bruder Schmolke leitete, hatte für mich ein ganz besonderes Interesse, da er ganz einzig in seiner Art ist. Nach Gesang und Gebet fand zunächst ein halbstündiger Lesegottesdienst statt. Zu diesem Zweck hatte sich die ganze Gemeinde in eine große Zahl verschiedener Gruppen verteilt. Besonders der Text der Morgenpredigt, aber auch andere Schriftabschnitte wurden gelesen — und zwar von jedem ein oder mehrere Verse, während die andern zuhörten und die betreffenden Sprüche in ihrer Bibel verfolgten. Nachher katechisierte dann Bruder Schmolke die ganze Gemeinde über den Inhalt des Textes und der Morgenpredigt. Ohne Frage ist dies eine segensreiche Einrichtung. Am Abend predigte ich über Luk. 10, 25—38, indem ich zugleich Abschied von der Gemeinde nahm und ihr meinen Dank für die viele Liebe aussprach, die mir in mancherlei Gestalt entgegengebracht worden war. Hatten doch unter anderem die Gemeindeglieder ganz aus freien Stücken eine Sammlung veranstaltet und über 300 M. für meine Reisekosten zusammengebracht. Außerdem hat die Gemeinde Wuppertal sämtliche Kosten für das zur Reise nötige Fuhrwerk übernommen. Man kann solche Liebe dieser schlichten Leute nicht hoch genug anschlagen.

Montag, der 9. Februar, war der letzte Tag meines Aufenthaltes in Wuppertal. Nun mußten wieder Reisevorbereitungen getroffen und noch die letzten Amtsverrichtungen erledigt werden. Auch wohnte ich an dem Tage noch einmal dem Taufunterricht des Bruder Schmolke bei und gewann wiederum sehr gute Eindrücke. Die Bibelkenntnis der Leute ist geradezu staunenswert; doch fürchte ich, daß die innere Aneignung des Stoffes viel zu wünschen übrig läßt. Am Abend versammelte sich wohl fast die ganze Gemeinde vor dem Missionshaus und trug einige Abschiedslieder vor. Natürlich habe dann auch ich noch zum Abschied ein Wort zu ihnen geredet, das einer der Ältesten in sehr warmer Weise erwiderte. Gerade hier in Wuppertal, wo ich es eben aus-

schließlich mit Gliedern unserer Gemeinde zu tun hatte, hat sich ein besonders inniges Band der Liebe geknüpft, so daß das Scheiden mir nicht leicht geworden ist.



11. Von Wuppertal nach Worcester und Kapstadt.

Dienstag, den 10. Februar, verließen wir gegen 8 Uhr in der Karre des Bruder Schmolke das liebliche Wuppertal. Die Kinder bildeten an der Schule Spalier und sangen noch einige Lieder. In dem schon öfter erwähnten Beukeskraal hatten wir einigen Aufenthalt, da an Stelle der Pferde 8 Ochsen vor die Karre gespannt werden sollten, um uns den steilen Berg hinaufzuziehen. Weil die Ochsen nicht gleich zur Stelle waren, benutzten die Leute von Beukeskraal diese Zeit, um abermals einige Abschiedslieder erschallen zu lassen, so daß auch ich wieder ihnen ein Abschiedswort zurufen mußte. Dann ging es in der Ochsenkarre etwa eine Stunde lang auf sehr steinichtem Wege den steilen Berg hinan. Mir war es rührend, daß 4 ältere Gemeindeglieder immer vor der Karre herliefen, um die schlimmsten Steine aus dem Wege zu räumen. Trotz der großen Hitze waren sie hierin unermüdlich.

Auch die weitere Reise war an diesem Tage überaus beschwerlich, und die Wege waren so schlecht, wie ich sie selbst in Afrika selten gesehen habe, so daß unsre Pferde große Mühe hatten, um das Ziel zu erreichen. Von 1—3 Uhr rasteten wir in einem Bauernhof. Es war dies der einzige, den wir in dieser öden Gegend passierten. Mit viel Mühe hatte der Besitzer des Platzes einen Garten angelegt und verhältnismäßig gute Erfolge erzielt. Die Leute empfinden aber selbst die Einsamkeit ihrer Lage in hohem Maße, sodaß sie beabsichtigen, den Platz bald wieder abzugeben.

Erst nach 9 Uhr abends erreichten wir unser heutiges Ziel, den großen, schön gelegenen Bauernplatz Elands-Vlij. Der Besitzer, Herr Hough, und seine Frau, die beide zu unserer Mission und besonders zu Bruder Schmolke in freundschaftlicher Beziehung stehen, nahmen uns sehr herzlich auf. In ihrem Hause habe ich mich ganz besonders wohl gefühlt. Herr Hough besitzt einen Platz von über 150 000 Morgen, und man merkt auf Schritt und Tritt,

daß er sehr wohlgestellt ist. Zugleich ist er ein entschiedener Christ, der sich auch seiner schwarzen Dienstleute in vorbildlicher Weise annimmt. Er erklärte mir, daß er keine Dienstleute halte, die nicht stets an den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten teilnehmen. In seiner langjährigen Tätigkeit hat er die Erfahrung gemacht, daß er sich nur auf ernst christliche Dienstleute, die Lust zu Gottes Wort haben, wirklich verlassen könne. Während des Krieges hatte der Mann eine sehr schwierige Stellung gehabt. Aus Überzeugung und um des Gewissens willen stand er auf seiten der Regierung seines Landes, während seine Verwandten zum Teil zu den Rebellen zählten und ihm das Leben schwer gemacht haben. Aber der Herr habe, wie er mir bezeugen konnte, seine Hand über ihm und den Seinen gehalten, und es stehe ihm fest, daß er ungeachtet aller Verkennung keine andere Stellung habe einnehmen dürfen. Herr Hough ist mit Bruder Schmolke verwandt. Sein Sohn hat dessen Schwägerin, die Tochter unsres seligen Bruders Sterrenberg, geheiratet. Schon am Abend vorher hatten wir dem Sohn einen kurzen Besuch gemacht. Am andern Morgen kam er selbst mit seiner Frau und verbrachte diesen Tag in seinem Elternhause. Den ganzen Mittwoch über blieben wir in Elands-Vlij und besahen uns die mancherlei Anlagen des Herrn Hough. Am Abend hielt ich auf seinen Wunsch einen Gottesdienst, woran nicht nur sämtliche Familienglieder, sondern auch alle schwarzen Dienstleute sich beteiligten.

Nach dem Gottesdienst um ½11 Uhr brachen wir von Elands-Vlij in zwei Karren auf. Die zweite, mit 4 Pferden bespannte Karre hatte uns Herr Hough für unser Gepäck und für meinen Neffen zur Verfügung gestellt. Der Weg führte durch die Karroo, ein überaus trostloses und unfruchtbares Gebiet. Die ganze Nacht und den folgenden Tag fuhren wir durch, ohne bewohnte Plätze anzutreffen, wo wir ausspannen konnten. Wenn wir der Pferde wegen rasten mußten, kampierten wir jedesmal im freien Felde.

Donnerstag abend gegen 9 Uhr erreichten wir das einsam gelegene Gehöft eines Herrn Möller. Er nahm uns trotz der späten Abendstunde auf, brachte uns aber, weil schon andere Gäste bei ihm weilten, in einer Außenkammer unter, wo wir uns nicht recht heimisch fühlten. Schon um 6 Uhr morgens setzten wir die Reise fort und kehrten gegen 8 Uhr bei einem dem Herrn Hough

in Elands-Vlij befreundeten Buren ein, der uns sehr freundlich empfing. Dann ging es weiter nach Ceres, wo wir gegen 6 Uhr abends ankamen und bis zum andern Morgen in dem Hause des Prediger Alheit, des Sohnes unsres seligen Bruders Alheit, eine ganz besonders herzliche Aufnahme fanden.

Der Ort Ceres ist nicht nur sehr schön gelegen, sondern hat auch reichlich Wasser und deshalb auch fruchtbare Gärten. Gerade nach dem traurigen Eindruck in der Karroo war es eine Wohltat, die grünen Bäume von Ceres und die herrlich angelegten Gärten zu sehen. Prediger Alheit leitet die dortige reformierte Gemeinde. Zu dieser gehört auch eine große farbige Gemeinde, die aber äußerlich ganz von ihr getrennt ist. Auch sorgt die farbige Gemeinde vollständig für ihren Unterhalt. Ich freute mich, die kirchlichen Gebäude derselben noch in Augenschein nehmen zu können. Der Missionar war leider abwesend, so daß ich ihn nicht kennen lernte.

Samstag morgen ging es dann in dreistündiger Fahrt zunächst nach Ceres-Station, wo unser Bruder Kreft, wie schon früher erwähnt, eine Art Filial besitzt. Von hier fuhren wir mit der Bahn nach Paarl und reisten am kommenden Montag nach Worcester, wo vom 16.—22. Februar unsere Konferenz tagen sollte.

Nach Schluß der Konferenz blieb ich noch einen Tag in Worcester, besuchte nochmals unsren Bruder Rath und weilte einige Tage in Stellenbosch und in Wijnberg, worüber an andrer Stelle berichtet ist. Es war meine Absicht, am 5. März mit dem Schiff nach Klein-Namaqualand zu reisen, um die drei dort gelegenen kapischen Stationen zu besuchen, dann von dort mit dem Ochsenwagen ins Groß-Namaqualand zu fahren und — von Süden nach Norden reisend — unsre in Deutsch-Südwest-Afrika gelegenen Stationen zu besichtigen. Nun lauteten aber die Berichte aus Groß-Namaland leider derart, daß die gesamte kapische Konferenz es für unmöglich hielt, jetzt die Reise durch Groß-Namaland zu unternehmen, und entschieden riet, nach Swakopmund zu fahren, um zuerst Hereroland zu besuchen und dann ins Groß-Namaland zu reisen. Auch die drei Brüder aus Klein-Namaland fanden diesen Plan entschieden richtiger.

In der Kapkolonie habe ich mich im ganzen stark 3½ Monat aufgehalten. Es war eine arbeitsreiche Zeit, an die ich aber mit viel Freude zurückdenke. Hatte ich beim Beginn der Arbeit oft

geseufzt: O Herr, laß wohlgelingen! so mußte ich am Schluß jedesmal sagen: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! Immerhin hatte mich die Arbeit in der Kapkolonie derart in Anspruch genommen, daß ich wiederholt geäußert habe, es sei mir kaum möglich, in ähnlicher Weise noch zwei andere große Missionsgebiete zu besuchen; doch vertraute ich dem Herrn, daß Er weiter helfen und mir Seine Wege zeigen werde.

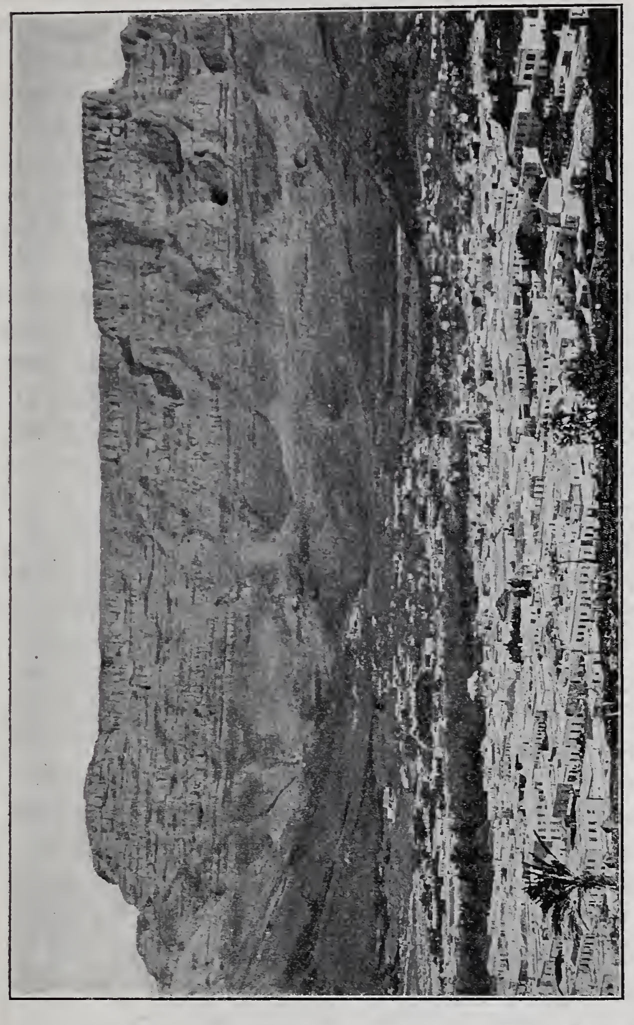


12. Von Kapstadt nach Walfischbai.

Am 5. März waren wir zu Mittag bei einer Familie Vollmer in Wijnberg. Herr Vollmer ist der Sohn eines rheinischen Missionars und seine Frau die Tochter unsres seligen Missionars Kreft, die Schwester unsres Bruders Kreft in Tulbagh. Mit den Angehörigen dieser Familie und Pastor Siebe hatten wir am Dienstag, den 3. März, den Tafelberg bestiegen, wodurch ein schon lange von mir gehegter Wunsch erfüllt wurde. Ist der Aufstieg bei afrikanischer Hitze auch recht mühsam, so ist der Ausblick, den man oben genießt, derart, daß ich es in der Tat bedauern würde, in der Kapkolonie gewesen zu sein, ohne diesen in der ganzen Welt bekannten Berg bestiegen zu haben. Nur das freundliche Entgegenkommen der Familie Vollmer, der wir überhaupt mancherlei Annehmlichkeiten und Liebesbeweise verdanken, machte es mir möglich, auf die Spitze des Tafelberges zu kommen.

Nach dem Mittagessen am 5. März brachten mich Herr Vollmer und Pastor Siebe nach Kapstadt und, nachdem dort die letzten Vorbereitungen getroffen waren, zu unsrem Schiff, der „Gertrud Woermann", das ich gegen 4 Uhr mit meinem Neffen bestieg. Schon durch unsren Missionar Tönjes aus Ovamboland, der kurz vorher mit der „Gertrud Woermann" die Reise nach Kapstadt gemacht hatte, hörte ich, daß dieses Schiff wegen seiner flachen Bauart sehr starken Schwankungen ausgesetzt sei oder, wie die Seeleute sagen, sehr stark rolle und stampfe. So machte ich mich darauf gefaßt, daß die Reise nach Walfischbai für mich nichts weniger als angenehm sein werde. Hatte doch schon unser Kabinensteward auf der „Sachsen", mit der wir nach

Kapstadt fuhren, einst zu mir gesagt: You are a very bad sailor, d. h. Sie sind ein sehr schlechter Seefahrer. Leider hat der Mann allzu recht. Um 6 Uhr etwa verließ unsre „Gertrud"



Kapstadt mit dem Tafelberg.

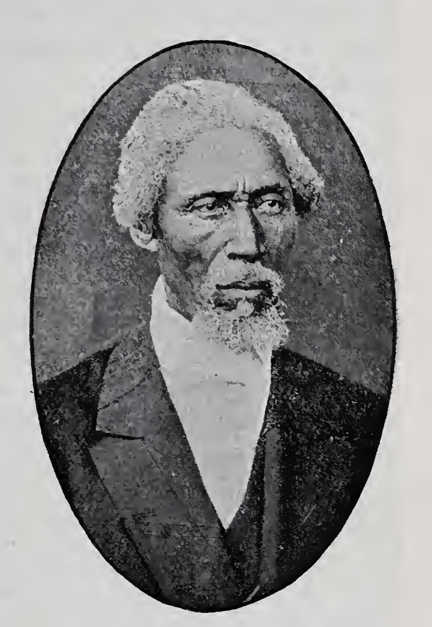
die Landungsstelle und fuhr aus dem Hafen (den Docks) in die eigentliche Tafelbai, wo sie noch bis gegen 10 Uhr vor Anker lag. Erst dann kamen die letzten Agenten und erledigten ihre Aufträge.

Nun ging es alsbald hinaus in die offene See. Bis dahin hatte ich noch einige schriftliche Arbeiten erledigen können, aber jetzt wurde das Schiff so unruhig und schwankend, daß ich mich eiligst in die Kabine zurückzog und dermaßen von der Seekrankheit befallen ward, daß ich bis Samstagmorgen, wo wir Port Nolloth erreichten, an keiner Mahlzeit teilnehmen konnte. In Port Nolloth sollten wir bis Dienstag vor Anker liegen. Bruder Dönges, der von der Konferenz zu seiner Station Konkordia zurückkehrte und in Begleitung seiner Frau bis hieher mitgefahren war, gab mir den dringenden Rat, ans Land zu gehen und dort bis zur Abfahrt des Schiffes zu bleiben. Ich folgte seinem guten Vorschlag; aber das Gasthaus, wo wir jetzt logieren mußten, war nicht dazu angelan, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Am Samstag sahen wir uns die Lage und Umgebung von Port Nolloth an. Es ist eine wahrhaft trostlose Gegend, die nichts als Sand aufzuweisen hat. Zwar erheben sich im Osten offenbar schön geformte Berge, aber sie liegen zu weit ab, als daß sie irgendwie dem Auge einen angenehmen Anblick bieten könnten.

Sonntag habe ich mit Geschwister Dönges zweimal dem englischen kirchlichen Gottesdienst beigewohnt. Die Form desselben sagt uns deutschen Evangelischen wegen seiner katholisierenden Elemente ja weniger zu, aber die reichlichen Verlesungen aus Gottes Wort sowie der gute und warme Inhalt der verlesenen Gebete ist — wenigstens für mich — immer wieder erbaulich gewesen. Der Prediger von Port Nolloth, der am Tage vorher auch mit der „Gertrud Woermann" angekommen war und ebenso wie ich schrecklich an der Seekrankheit gelitten hatte, leitete gleichwohl die beiden Gottesdienste und hielt auch jedesmal eine kurze, aber tiefe und ernste Predigt. Außerdem hielt er am Nachmittag einen Gottesdienst für Eingeborene, der sehr gut besucht gewesen sein soll. Leider konnte ich demselben nicht beiwohnen, da er mir nicht rechtzeitig bekannt geworden war. Übrigens waren auch in dem Morgen- und Abendgottesdienst Farbige anwesend und beteiligten sich z. T. lebhaft an den Gesängen und den gemeinsam gesprochenen Gebeten.

Bruder Doenges und ich haben auch verschiedene Farbige am Nachmittag in ihren Wohnungen besucht, die meist recht

sauber waren. Sehr freute es mich, in Port Nolloth eine verheiratete Tochter unsres verstorbenen eingeborenen Predigers in Richtersveld, Frederik Hein, kennen zu lernen. Leider hörte ich von ihr, daß ihre Schwester, die lange Zeit an der Schule in Richtersveld tätig gewesen war, vor kurzem nach Robben Island ins Irrenhaus gebracht werden mußte; sie habe sich den Tod ihres Vaters zu sehr zu Gemüte gezogen.



Frederik Hein.

Übrigens hatte Bruder Doenges den Wunsch, daß wir in Port Nolloth unter den zahlreichen Eingebornen eine Missionsarbeit beginnen sollten. Auch mir lag die Sache am Herzen, zumal diese Arbeit unsrer Mission voraussichtlich keinerlei oder doch nur geringe Kosten verursachen würde. Doch wollte ich keine weiteren Schritte tun, ohne mit dem englischen Geistlichen Rücksprache genommen zu haben; denn es stand uns natürlich fest, daß wir uns nicht in die Arbeit anderer eindrängen dürften. Als ich nun Montag den englischen Geistlichen besuchte, erklärte er auf meine Anfrage, daß ihm selbst die Arbeit an den Eingeborenen am Herzen liege und er derselben ziemlich viel Zeit widmen zu können hoffe. Nachdem ich ihm erwidert, daß wir auf die Verkommenheit und den niedrigen sittlichen Standpunkt der hiesigen Eingeborenen aufmerksam gemacht und aus diesem Grunde zur Missionsarbeit unter ihnen aufgefordert seien, antwortete er: Überall findet sich in den Hafenplätzen die verkommenste Bevölkerung. Dieser Erklärung hatte ich nichts entgegenzustellen, stimmt es doch auch mit unsrer Erfahrung überein, daß auf allen unsren Missionsgebieten gerade die Hafenplätze die schwierigsten und unfruchtbarsten Arbeitsstätten sind.

Am Dienstag holte mich der sehr freundliche Kapitän unsrer „Gertrud" ab und brachte mich zu dem Schiffe zurück, das weit draußen in der See lag. Von nun ab war die Fahrt doch wesentlich ruhiger, und ich hoffte schon, mich der Seekrankheit erwehren zu können, doch bald mußte ich die Waffen strecken. Immerhin war es eine große Erleichterung daß unser Schiff am andern Tage Lüderitzbucht erreichte und dort einige Stunden ruhig vor Anker lag.

Lüderitzbucht bildet den Eingangshafen für das Groß-Namaland. Daß im Blick auf dasselbe gar mancherlei Gedanken und Gefühle meine Seele durchkreuzten, wird der mit unsrer Mission bekannte Leser wohl verstehen. Gar gerne wäre ich hier ausgestiegen, um sogleich unsre Stationen im Groß-Namalande zu besuchen. Doch in Afrika muß ein Reiseplan lange vorbereitet werden und läßt sich nicht so leicht umgestalten. Und es war auch gut so!

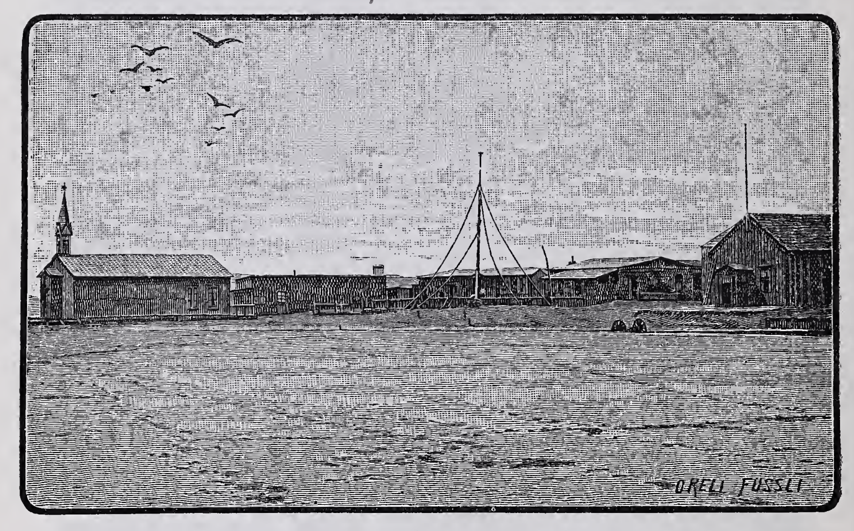
Am Donnerstag erreichten wir zunächst Walfischbai, wo wir jedoch vorbeifuhren, und dann Swakopmund. Schon vom Schiff aus staunte ich über die vielen stattlichen Häuser, die dort am einsamen Meeresstrande errichtet sind. Unter den vielen Gütern, die den Tag über aus dem Schiff geladen wurden, befand sich auch der Ochsenwagen, den ich für die Landreise mitgenommen hatte und später, als ich von Afrika scheiden mußte, an den Bruder Baumann abgetreten habe. Wir sahen zu, wie der Wagen in zwei Boten nach dem Lande geführt, dann von einer großen Schar Schwarzer ans Ufer getragen und in den Sand niedergesetzt wurde. Hier haben wir ihn zu unsrem großen Verdruß noch acht Tage später an der gleichen Stätte gefunden.

Am Donnerstag abend fuhr unsre „Gertrud Woermann" zurück in den Hafen von Walfischbai. Unser Wunsch, alsbald an Land zu gehen, blieb leider unerfüllt, und es galt, noch eine Nacht auf dem jetzt ganz ruhig liegenden Schiff zuzubringen. Wir hatten auf diesem sehr viel Freundlichkeit von dem Kapitän und den Schiffsoffizieren erfahren. Ebenso waren die Passagiere durchweg sehr entgegenkommend, wenn auch ohne jedes Verständnis für die Missionsarbeit.

Lüderitzbucht.

13. Walfischbai.

Freitag, den 13. März, verließen wir unsere „Gertrud" und landeten in Walfischbai. Das Haus des Bruders Böhm fanden wir unerwarteterweise leer, richteten uns aber dort, so gut es ging, wohnlich ein und wurden auch sehr bald von freundlichen Nachbarn zum Essen eingeladen. Ein im Haus beschäftigtes altes Dienstmädchen, eine Hottentottin, suchte alles in gute Ordnung zu bringen. Sie teilte uns auch mit, daß Bruder Böhm in



Walfischbai.

Scheppmannsdorf sei, seine Tochter werde aber noch im Laufe des Tages zurückkehren. Nun, die Zeit bis dahin sollte uns nicht lange werden, da es an Arbeit mancherlei Art nicht fehlte. Das Haus des Bruders Böhm liegt so nahe am Seestrand, daß bei der Flut das Wasser fast bis an den Eingang herantritt. Manche der hier angebauten Häuser werden in der Flutzeit sogar ringsum nach allen Seiten vom Wasser umströmt.

Ohne Frage ist das Leben in Walfischbai sehr gesund, aber auch außerordentlich eintönig. Von irgendwelcher Vegetation kann hier gar keine Rede sein, sondern, soweit das Auge reicht, sieht es nichts als Sand. Am Nachmittag, als wir eifrig mit

unsren schriftlichen Arbeiten beschäftigt waren, kam Fräulein Böhm von Scheppmannsdorf zurück. Sie war ganz erstaunt, uns hier anzutreffen, da wir erst am 15. März erwartet wurden. Auch berichtete sie uns, daß ihr Vater nicht gut habe mitkommen können, da er sehr stark an Gichtschmerzen leide; er hoffe jedoch, daß wir zu ihm nach Scheppmannsdorf kämen. So beschlossen wir denn am andern Morgen mit der gleichen Eselskarre, die Fräulein Böhm gebracht hatte, die Reise nach Scheppmannsdorf anzutreten. Den Abend benutzten wir noch, um von Fräulein Böhm über Walfischbai und die Arbeit daselbst, sowie über verschiedene Stationen und Geschwister des Hererolandes, die sie besucht hatte, mancherlei zu erfahren. Böhms pflegen nach Möglichkeit mit den wenigen Bewohnern von Walfischbai einen ziemlich regen Verkehr. So war auch an diesem Abend dort ein Engländer mit seiner jungen deutschen Frau zu Gaste, was uns insofern leid tat, als dadurch unsre Unterhaltung naturgemäß einen ganz andern Charakter annahm. Ehe ich nun die Reise nach Scheppmannsdorf beschreibe, mögen hier die wichtigsten Angaben aus der Geschichte der Station Walfischbai folgen.

Die ersten Anfänge dieser Station fallen in das Jahr 1845. Unter den Hererobrüdern wurde der neu ins Land gekommene Missionar Scheppmann beauftragt, sich — wenn möglich — in Walfischbai niederzulassen. Er war jedoch genötigt, statt in Walfischbai selbst sich mehrere Stunden landeinwärts im Talgrund des Kuisib anzusiedeln, wo er bereits am 12. April 1846 seinen Erstling Noah taufen konnte. Leider starb der treue Scheppmann schon am 19. August 1847 und zwar in Rehoboth; nach ihm wurde die Station Scheppmannsdorf genannt. Im Dezember des gleichen Jahres trat dann der ältere Bruder Bam in seine Arbeit ein. Er starb nach mancherlei Wechselfällen im Jahre 1856 und liegt in Scheppmannsdorf begraben. Nun blieb die Station längere Zeit verwaist. Vorübergehend hat hier in den Jahren 1857—59 Krapohl gearbeitet. Außer ihm war Missionar Eggert zweimal kürzere Zeit in Scheppmannsdorf tätig; als aber im Jahre 1868 dieser Ort von den Namas gänzlich ausgeplündert ward, floh Eggert nach dem Kap und ist nicht wieder in den Dienst unsrer Mission zurückgekehrt. 1878 wurde Walfischbai zur englischen Besitzung erklärt; im fol-

genden Jahr ließ sich Bruder Baumann in Scheppmannsdorf nieder, besuchte aber jedes Jahr auch Walfischbai auf etliche Zeit und hat die dort befindliche kleine Missionskirche errichtet. Im Jahre 1881, als der jetzige Stationsmissionar Böhm sich in Walfischbai niederließ, um sich der armen Topenaar anzunehmen, verließ Baumann diesen Platz. Bruder Böhm hat von Anfang an seinen Aufenthalt in Walfischbai genommen und von hier aus die Filialarbeit in Scheppmannsdorf und Sandwichharbour geleitet. Letzteres Filial ist seit etwa 8 Jahren vollständig aufgegeben, weil die dort befindlichen Fischereien eingingen und sich infolgedessen sämtliche Bewohner zerstreuten. Sie leben jetzt in Walfischbai und Scheppmannsdorf. Außer dem zuletzt genannten Orte wird von Walfischbai aus gegenwärtig noch Swakopmund bedient und die beiden Plätze Wortel und Friedrichs-Damm, die etwa 1½ bezw. 3 Stunden südlich — nahe am Meeresstrand liegen. Die Gesamtgemeinde Walfischbai zählt 512 Mitglieder. Außer der Kirche befindet sich hier am Orte das der Mission gehörige sehr geräumige und zweckentsprechende Missionshaus und das ebenso für hiesige Verhältnisse hinreichend große und gut eingerichtete Schulgebäude.

Am Samstag, den 14. März, begaben wir uns mit der Eselskarre auf den Weg nach Scheppmannsdorf. Zuerst liefen die Esel sehr frisch und froh über die glatte Sandfläche dahin; aber schon nach gut einer halben Stunde merkten wir, daß den Tieren, die am Tage vorher die gleiche weite Strecke zurückgelegt hatten, die Anstrengung zu groß ward. Es ist freilich erstaunlich, was diese Esel leisten können. Auf der ganzen Tour, die jedesmal einen vollen Tag in Anspruch nahm, können sie weder Wasser noch Futter haben und tun doch unermüdlich ihre Pflicht. Da aber nun ihr Schritt bald sehr langsam wurde, verließen wir die Karre und machten fast den ganzen übrigen Weg zu Fuß.

Es ist eine geradezu trostlose Strecke, die wir zurückzulegen hatten. In der Sahara kann es kaum öder und unfruchtbarer sein als wie auf dem größten Teil dieses Weges. Eine Ausnahme macht das Flußbett des Kuisib, durch das wir etwa 2 Stunden gingen. Dort findet sich ein ziemlicher Holzbestand und vor allem die üppig wuchernde Narah, die unseren Topenaars für mehrere Monate des Jahres so ziemlich die

einzige Nahrung bietet. Die von rauher, stachelichter Schale umgebene Frucht hat die Größe einer Kokosnuß, und ihr saftiger Inhalt wird von den Eingeborenen leidenschaftlich gern genossen. Etwa auf der Mitte des Weges machten wir Halt und verzehrten unser einfaches Mittagsmahl. Sehr schnell hatten unsre beiden Eselstreiber ein Feuer angezündet und Kaffee gekocht, wozu uns unser mitgebrachtes Brot, Eier u. s. w. trefflich mundeten. Nun ließen wir die Eselskarre mit einem der schwarzen Treiber zurück und wanderten mit dem andern eiligst dem ersehnten Ziele zu, das wir sehr ermüdet abends gegen 8 Uhr erreichten.

Interessant war es uns, daß nicht nur unsre beiden Treiber biblische Namen führten, sondern auch die sechs Esel, die immer wieder angetrieben wurden; unter lautem Zuruf ihrer Namen: Markus, Lukas, Martha, Maria, Jakobus und Petrus.

Bruder Böhm war durch unsre ganz unerwartete Ankunft sehr überrascht. Er hat in Scheppmannsdorf nur ein sehr kleines Häuschen mit 2 Zimmern und einer Küche, dabei aber einen sehr schönen, großen und wohlgepflegten Garten. Da nun noch gerade ein Herr Redecker aus Otjimbingue, ein früherer Missionskolonist, bei ihm zu Besuch weilte, so schien es nicht ganz leicht, für uns alle Quartier zu beschaffen; doch haben wir mit Ausnahme meines Neffen, der auf dem Fußboden schlafen mußte, noch eine ganz zweckentsprechende Lagerstätte gefunden und nach dem anstrengenden Marsch auch ganz vorzüglich geschlafen.

Sonntag, den 15. März, fand in der Kapelle zu Scheppmannsdorf ein leider ziemlich schwach besuchter Gottesdienst statt. Etwa 50—60 Personen waren anwesend. Sehr viele Gemeindeglieder sind nämlich um diese Zeit im Narahfelde und zu weit von der Kirche entfernt, um sie Sonntags regelmäßig zu besuchen. Der Gottesdienst verlief in sehr schöner und würdiger Weise. Die Liturgie hielt Bruder Böhm und knüpfte daran eine kurze und ernste Ansprache; dann predigte ich über 1. Theff. 5, 9—10. Sowohl Bruder Böhm wie ich sprachen holländisch. Trotzdem die meisten Topenaars dies verstehen, übersetzte ihnen der Lehrer alles in die ihnen geläufigere Namasprache. Nach Schluß des Gottesdienstes kamen sämtliche Besucher desselben, um uns zur Begrüßung die Hand zu reichen.

Um 3 Uhr war wiederum Gottesdienst und zwar diesmal in katechetischer Form. Auch hier wurde zu meiner Verwunderung gedolmetscht, was aber weniger hinderlich war, als ich anfänglich dachte. Bruder Böhm katechisierte zunächst über die Lehre von der Taufe; dann stellte ich noch eine Anzahl Fragen an die Gemeindeglieder — vor allem aus dem Leben Jesu. Die Kirche war wohl ebenso besetzt wie am Morgen, und die Aufmerksamkeit in beiden Gottesdiensten schien mir ganz allgemein und recht groß zu sein; doch zeigte sich auch hier wieder bei der Katechisation, wie wenig unsre eingeborenen Christen an selbständiges Denken gewöhnt sind.

Nach dem Gottesdienst besuchte ich mit Herrn Redecker zunächst den Kirchhof, wo der selige Bruder Bam begraben liegt, und dann eine Werft der Eingeborenen. Der Häuptling der Werft hatte sich ein einfaches Häuschen erbaut; die übrigen wohnten in einer Anzahl z. T. gut gehaltener Pontocks. Den Pontock eines gewissen Engelbrecht habe ich auch betreten und mich über die darin herrschende Ordnung und Sauberkeit gefreut. Bei den kürzeren oder längeren Unterredungen, die ich mit den meisten Leuten hatte — z. T. unter Zuhülfenahme des Lehrers als Dolmetscher, trat mir einerseits eine recht erfreuliche Empfänglichkeit für Gottes Wort auch bei diesen tiefstehenden Topenaars entgegen, aber andrerseits bekam ich den Eindruck, daß von einem wirklich selbständigen Christenleben doch nur wohl bei wenigen die Rede ist.

Auf der Rückfahrt nach Walfischbai am Montag, den 16. März, konnte uns zu meiner Freude Bruder Böhm begleiten, da seine rheumatischen Schmerzen nachgelassen hatten. So waren wir denn auch noch einige Zeit in Walfischbai zusammen. Auf der Reise haben wir vielerlei miteinander besprochen; vor allem berichtete mir Bruder Böhm über die Verhältnisse in Swakopmund. Er hält dort für die Weißen regelmäßige Gottesdienste, die sich eines ziemlich guten Besuches erfreuen, und nimmt sich natürlich außerdem nach Möglichkeit der Eingeborenen an. Es gibt in Swakopmund etwa 400 Schwarze, teils Hereros, teils Ovambos, aber auch Arbeiter aus Liberia. Sie bleiben indes meist höchstens sechs Monate in Swakopmund, so daß die Arbeit unter ihnen jedenfalls sehr schwierig sein wird. Unser Plan,

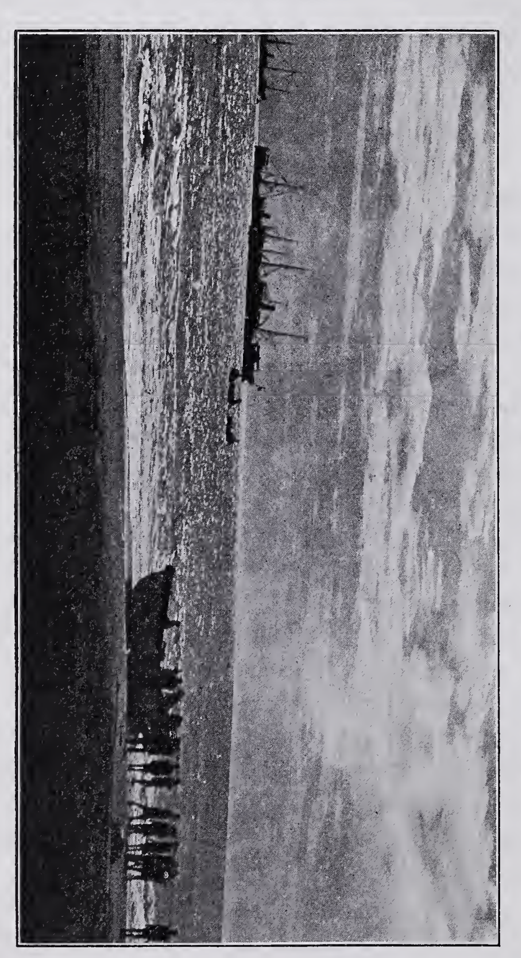
in Swakopmund einen Missionar zu stationieren, braucht nach meiner Ansicht nicht sofort ausgeführt werden. Es läßt sich dieser Ort noch einige Zeit von Walfischbai aus versorgen.

Bei der am Dienstag vorgenommenen Durchsicht der Stations- und Kassenbücher mußte ich wieder staunen, wie vielerlei verschiedene Kassen auf einer gut eingerichteten Station zu verwalten sind. Bruder Böhm hat dazu noch das Generalkassiereramt für die gesamte Herero-Mission, das ihm sehr viel Arbeit bereitet. Auch besahen wir an diesem Tage die sämtlichen zur Station gehörigen Gebäude mit Ausnahme der Schule, die ich schon am Freitag besucht hatte. Leider hatte ich in derselben nur sehr wenige Schüler angetroffen, aber sie schienen z. T. recht gefördert. Einzelne konnten das Neue Testament sowohl in der holländischen wie in der Namasprache ziemlich gut lesen. Auch im Rechnen hatten es die Kinder ziemlich weit gebracht. Dagegen trat auch hier, soweit ich sah, der Religionsunterricht nicht genug in den Vordergrund. Die englische Regierung unterstützt die beiden Schulen in Walfischbai und Scheppmannsdorf, so daß nur geringe Zuschüsse aus der Missionskasse nötig sind. Auch wird kein Schulgeld erhoben. Zu meinem Bedauern war es nicht möglich, in Walfischbai die Gemeinde zu versammeln, damit ich zu ihnen ein Wort Gottes redete. Die meisten Gemeindeglieder leben nämlich in dem etwa eine Stunde von Walfischbai entfernten Sandfontein, sind also nicht so leicht zu erreichen, und dazu waren sie damals zum großen Teil im Narahfeld zerstreut. Nur wenn ich bis zum folgenden Sonntag geblieben wäre, hätte ich die versammelte Gemeinde in der Kirche begrüßen können, aber so lange zu verweilen war mir unmöglich. Am Mittwoch, den 18. März, verließen wir mit der „Gertrud Woermann" Walfischbai und kamen am Mittag in Swakopmund an. Unser freundlicher Kapitän ließ uns schon früh am Morgen abholen und aufs Schiff bringen, das draußen im Hafen lag.



14. Von Swakopmund nach Okahandja.

In Swakopmund kehrten wir im Hotel „Zum Fürsten Bismarck“ ein. Ich staunte darüber, wie vielerlei Einrichtungen man hier schon zur Erleichterung des Verkehrs getroffen hat. Z. B. sind die verschiedenen Geschäfte und Häuser in Swakopmund durch Telephon verbunden. Es nahm sich geradezu komisch aus, als wir plötzlich unseren Kellner am Telephon rufen hörten: „Hier Fürst Bismarck! Wer dort?“ Schon Großes hat hier deutscher Fleiß und Eifer geschaffen. Hoffentlich wird auch einmal die Zeit kommen, wo die Kolonie unserm Vaterlande nicht nur Ausgaben verursacht, sondern auch Einnahmen bringt.



Im Hafen von Swakopmund.

Nach zwei Seiten hatte ich recht schmerzliche Eindrücke. Es schien mir, daß hier am Platze, wie wohl überhaupt im ganzen Schutzgebiet, sehr viel getrunken wird. Wie ich in Erfahrung brachte, ist schon mancher Jüngling, der vielleicht mit recht guten Vorsätzen herausgekommen ist, diesem Laster anheim

gefallen und erlegen. Im heißen Lande ist der Alkohol viel gefährlicher wie daheim — vor allem, weil der größere Durst mehr zu einem übermäßigen Genuß reizt.

Ferner nahm ich schon hier wahr, daß die Weißen die Eingeborenen vielfach sehr schlecht behandeln. Die meisten von ihnen sehen sie offenbar nicht als vollberechtigte Mitmenschen an, sondern die Schwarzen sind in ihren Augen nur dazu da, um ihnen als Diener und Arbeiter je nach Wunsch zur Hand zu sein. Zur Arbeit müssen sie, wenn es nötig ist, durch Schläge gezwungen werden. Mich hat es hin und wieder geradezu entrüstet, wenn ich sah, eine wie rohe Behandlung die Eingeborenen sogar von seiten einfacher deutscher Arbeiter erfuhren. Auf diese Weise kann natürlich von dem Europäer kein segensreicher Einfluß auf den Eingeborenen ausgeübt werden. Mit manchen Weißen habe ich auch über die Menschenrechte der Eingeborenen geredet, aber bei den meisten sehr wenig Verständnis dafür gefunden. Daß Süd-west-Afrika Schutzgebiet unseres Reiches und von Anfang an den Eingeborenen der Schutz desselben vertragsmäßig zugesichert ist, — davon will man offenbar meist nichts wissen. Dagegen schien es mir, daß wenigstens unter den Beamten das Streben herrscht, die Eingeborenen gerecht zu behandeln und sie gegen Vergewaltigung zu schützen.

Auch nach der sittlichen Seite scheint mir der Einfluß der Weißen auf die Eingeborenen vielfach sehr ungünstig zu sein. Selbst wohlgesinnte Leute, mit denen ich sprach, hielten es für fast selbstverständlich, daß die unverheirateten Weißen mit einem schwarzen Mädchen in wilder Ehe lebten. Wenn auch ein derartiges Verhältnis vielleicht noch nicht das Schlimmste auf moralischem Gebiet ist, so liegt auf der Hand, daß dadurch die Eingeborenen in ihren sittlichen Anschauungen keineswegs gehoben, sondern in ihrer Unsittlichkeit geradezu bestärkt werden.

In Swakopmund habe ich nur die Witwe unseres früheren Agenten Koch besucht, die noch mit großer Liebe an der Mission hängt. Zu weiteren Besuchen fehlte mir nicht nur die Zeit, sondern auch ein direkter Anlaß. Dagegen besahen wir uns nach Möglichkeit die dortigen Gebäude und Anlagen, vor allem die neue Mole. Dieselbe ist in ihrer Art ein Kunstwerk und hat

dem Reiche wohl Millionen gekostet; hoffentlich wird sie nun auch ihren Zweck erfüllen.

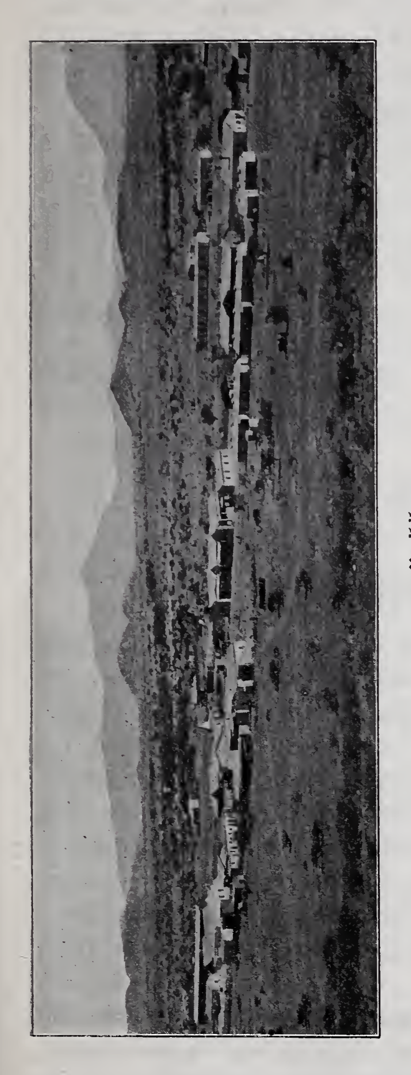
Donnerstag, den 19. März, fuhren wir um ½ 7 Uhr morgens von Swakopmund mit der Bahn nach Karibib, wo wir um ½ 9 Uhr abends eintrafen. Diese Reise ist nichts weniger als ein Vergnügen, bedeutet aber gegen die frühere Fahrt mit dem Ochsenwagen, die fast eine Woche in Anspruch nahm und mit den allergrößten Mühseligkeiten und Nöten verbunden war, eine außerordentliche Erleichterung. Wenn man auf der neuen Bahn, deren Wagen auffallend den alten Barmer Pferdebahnwagen gleichen, den ganzen Tag zugebracht hat, kommt man sich freilich am Abend wie gerädert vor. Der größte Teil des Weges zeigte auf beiden Seiten gänzlich unfruchtbares Land, reich an Sand und Steinen. Erst als wir uns Karibib näherten, begann eine geringe Vegetation. Dabei boten freilich die Berge zur Rechten und Linken manch schönen Anblick. Die Bahn hat übrigens eine Steigung von 1158 Meter zu überwinden. So hoch liegt Karibib über dem Meeresspiegel und Okahandja sogar 1314 Meter.

Wir blieben in Karibib nur über Nacht, denn Bruder Irle in Otjosazu hatte mich sehr dringend gebeten, doch sofort dorthin zu kommen. Immerhin war es mir eine große Freude, Geschwister Elger in Karibib in ihrem Heim begrüßen zu können. Ihre vorläufige Wohnung liegt etwa 20 Minuten vom Bahnhof entfernt und besteht aus nur zwei Zimmern und einer erst neu gebauten einfachen Küche. Das junge Paar fühlt sich aber dort offenbar sehr glücklich und zufrieden.

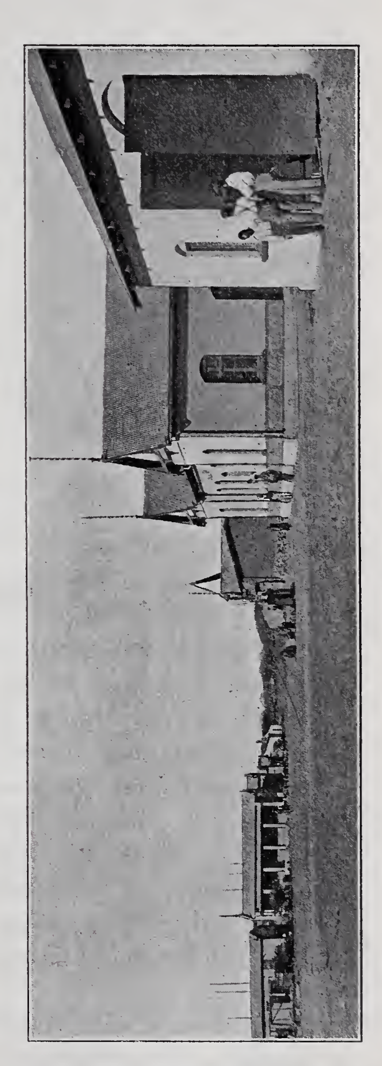
Schon um 6 ¼ Uhr verließen wir am folgenden Morgen Karibib und kamen gegen ½ 3 Uhr in Okahandja an. Unterwegs erlebten wir zweimal einen kleinen Eisenbahnunfall. Unser Personenwagen wurde unbrauchbar und, da kein zweiter zu haben war, mußten alle Passagiere in einem Frachtwagen untergebracht werden. Später entgleiste dann noch ein Frachtwagen. Zum Glück waren gerade Eingeborene zur Stelle, die den mit schweren Säcken bepackten Wagen schnell mit großem Eifer entleerten und ihn von den Schienen wegbrachten, so daß wir weiter fahren konnten.

Im Anschluß hieran hatte ich ein sehr ernstes Gespräch mit einem Mitreisenden, der sich dahin aussprach, die Ein=

geborenen seien faul, verlogen und voll aller Laster, und die Christen seien die schlechtesten von ihnen. Dies sei nicht nur seine Ansicht, sagte er, sondern jeder werde ihm zustimmen, der



Karibib.



Straße in Karibib.

mit den Schwarzen zu arbeiten habe. Mir war es nicht schwer, ihn auf mancherlei Widersprüche in seinen Äußerungen hinzuweisen; vor allem aber machte ich ihn auf die Pflicht

aufmerksam, die Gebildeten und erst recht christlichen Menschen obliegt, diese aus der Nacht des Heidentums kommenden Leute zu erziehen und zu bilden. Aber für derartige Ausführungen hatten er und wohl auch die andern Mitreisenden gar kein Verständnis. Ich fand bestätigt, was mir schon Bruder Elger geklagt hatte, daß die Eingeborenen vielen Weißen gegenüber ganz rechtlos und deren Roheit und Willkür preisgegeben seien. Nach dieser Seite hin hat unsre Mission hier im Lande eine besonders schwierige Aufgabe. Es gehört viel Takt und Weisheit, aber auch viel Selbständigkeit und Furchtlosigkeit dazu, gegenwärtig als Anwalt der Eingeborenen aufzutreten, was ja ohne Frage die Pflicht eines jeden Missionars ist.

Das Feld zwischen Karibib und Okahandja zeigte sich durchweg in leidlichem, zum Teil schönem und dichtem Grün, was wir um so angenehmer empfanden, als die trostlosen Eindrücke des vorigen Tages noch lebhaft in unsrem Gedächtnis waren.



15. Okahandja.

In Okahandja empfingen uns am Bahnhof die Brüder Diehl und Meier. Ersterer ist der Stationsmissionar, der schon seit 1871 hier tätig ist, letzterer weilt in Okahandja, um die Sprache zu erlernen und dem Bruder Diehl, der zugleich Präses der Hereromission ist, bei seinen mancherlei schriftlichen Arbeiten behülflich zu sein. Die Zeit in Okahandja habe ich in erster Linie dazu benutzt, mit Bruder Diehl über viele die Hereromission betreffende Fragen zu verhandeln. Zugleich haben wir den Plan für meine Reise im Hereroland eingehend erwogen. Sehr erfreut war ich, als Bruder Diehl mir anbot, mich auf der ganzen Reise zu begleiten.

Täglich kam auch eine Anzahl Gemeindeglieder, um uns zu begrüßen. Die Eindrücke, die ich von den Leuten empfing, standen in lebhaftem Gegensatz zu den rohen Äußerungen, die ich über sie hatte hören müssen. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß der Herero von Hause aus träge ist. Er ist als

nomadisierender Herdenbesitzer nie an Arbeit gewöhnt worden und sieht deren Zweckmäßigkeit überhaupt nicht ein. Ja, so viel ich weiß, gilt in den Augen des echten Herero die Handarbeit sogar für eine Schande, da dieselbe in der Regel von Sklaven verrichtet wird. Daß hierin Wandel geschafft werde, muß vor allem das Ziel der Missionsarbeit sein; denn schwerlich vereinigt sich die Trägheit mit einem wahren Christentum.

Am Freitag abend begrüßte mich der Kirchenchor, der unter Leitung des Bruder Meier steht, mit vier schönen und gut vorgetragenen Liedern. Ich dankte hierauf in einer längeren Ansprache, die Bruder Diehl offenbar sehr geschickt in die Hererosprache dolmetschte. Dann kamen sie alle und reichten meinem Neffen und mir die Hand.

Am Samstag, den 21. März, stellte ich mit Bruder Diehl endgültig den Reiseplan fest. Demnach dauerte die Reise bis Mitte Juli; bis dahin sollten sämtliche Stationen des Hererolandes mit Ausnahme von Franzfontein, dessen Missionar abwesend war, besucht werden. Auch blieben noch Windhoek und Rehoboth übrig; doch sollte an ersterem Platze am 21. Juli die Konferenz beginnen, und Rehoboth wollte ich auf der Reise nach dem Namalande besuchen.

Sonntag, den 22. März, war morgens um 9 Uhr Gottesdienst für die in Okahandja wohnhaften Deutschen. Auf Wunsch des Bruder Diehl übernahm ich denselben und predigte über Röm. 5, 1—11. Die Kirche war sehr schlecht besucht; außer dem Stationschef und seiner Frau hatten sich nur noch ein Ehepaar und etwa acht Soldaten eingefunden. Wenn man bedenkt, daß nur alle drei Wochen Gottesdienst ist und sämtliche Deutsche jedesmal besonders eingeladen werden, so legt die leere Kirche doch wohl ein trauriges Zeugnis ab von dem religiösen Stand der hiesigen Deutschen. Es liegt auf der Hand, daß unkirchliche Leute weit davon entfernt sind, die Missionsarbeit zu fördern, vielmehr mag auf viele von ihnen wohl das ernste Wort zutreffen: Um euretwillen wird der Name des Herrn unter den Heiden gelästert.

Um ½ 11 Uhr fand Gottesdienst für die hiesige Eingeborenengemeinde statt. Nach der von Bruder Meier abgehaltenen Liturgie predigte ich über 2. Kor. 5, 19—21, während Bruder Diehl

dolmetschte. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt und die Aufmerksamkeit sehr gut; selbst die zahlreichen kleinen Kinder, die meist in einem Tuch auf dem Rücken der Mutter getragen wurden, verursachten nicht viel Störung. Im Anschluß an den Gottesdienst taufte dann Bruder Meier noch zwei Kinder. Bemerkenswert ist, daß die zahlreich anwesenden Heiden oder Katechumenen erst nach der Liturgie die Kirche betreten durften und sie vor dem Segen wieder verlassen mußten, also auch der Taufe der Kinder nicht beiwohnen konnten. Diese altkirchliche Einrichtung fand ich hier zum ersten Male. Am Nachmittag übte Bruder Meier mit dem sehr zahlreichen Kirchenchor einige Lieder ein, und ich hielt zum Schluß an die Mitglieder eine kurze Ansprache über Psalm 98, 1. Nachher besuchten wir noch den Stationschef von Okahandja, Herrn Oberleutnant Zürn, der uns sehr freundlich aufnahm, und mit dem ich eine eingehende Unterhaltung über die Eingeborenenfrage hatte. Stimmte er auch nicht in allem mit mir überein, so nimmt er doch unverkennbar von seinem Standpunkt aus in dieser Frage eine wohlwollende Stellung ein.



Missionar Hugo Hahn.

Montag, den 23. März, stellte ich mit Bruder Diehl die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Gemeinde fest und sah darauf mit ihm die Kirchen- und Rechnungsbücher durch. Schon im Jahre 1844 ließ sich Hugo Hahn in Okahandja nieder. Damals waren die Ovaherero noch freie Leute, wurden aber nicht lange danach von den Namas unterjocht. Deshalb mußte Hahn bald Okahandja verlassen, zumal da auch die Dürre an dem Platze zu groß geworden war. Er gründete nun das nahe gelegene Otjikango oder Neu-Barmen; aber auch dort waren die Anfänge ungemein schwierig; vor allem machte das Erlernen der



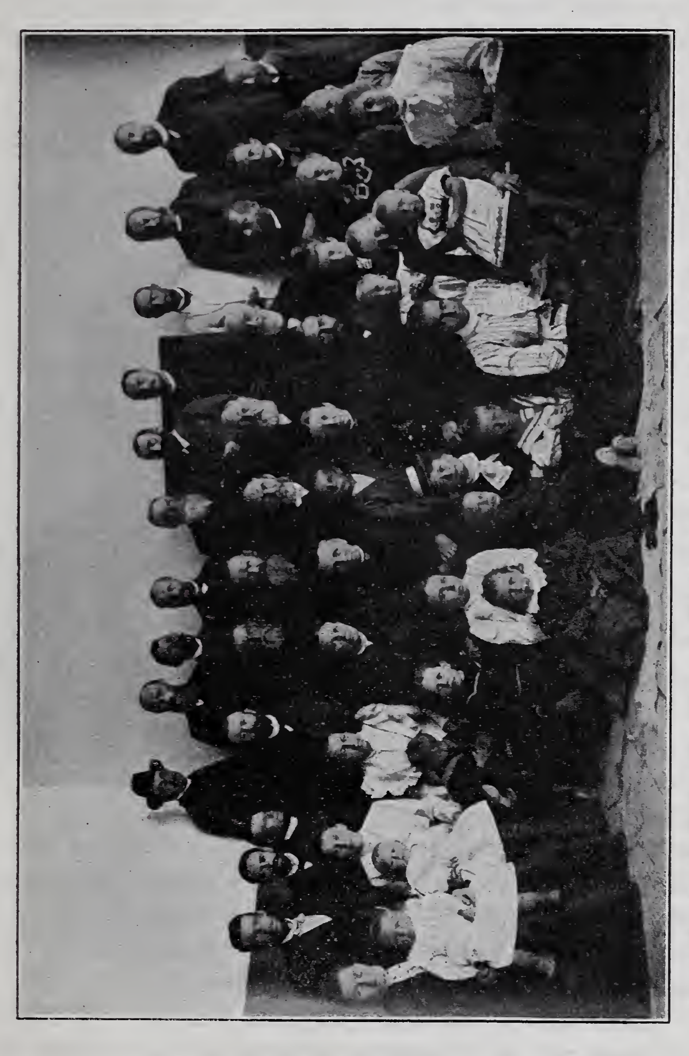
Kirche in Okahandja.

Sprache große Not. Im Jahre 1850 kam Bruder Kolbe nach Okahandja; doch noch in demselben Jahre mußte auch er vor den heranziehenden Namas nach Neu-Barmen flüchten; 1852 hat er überhaupt das Land und den Dienst der rheinischen Mission verlassen. Als dann im Jahre 1864 die Ovaherero das Joch der sie unterdrückenden Namas wieder abschüttelten, schöpfte Hugo Hahn wieder neuen Mut für die Damra-Mission. Aber erst im Jahre 1870 ließ sich der jetzige Stationsmissionar Diehl in Okahandja nieder. Er ist der eigentliche Gründer der Station.

Bei seinem Eintritt fand er von dem Kolbeschen Häuschen nur noch jämmerliche Ruinen vor; eine christliche Gemeinde bestand in Okahandja nicht. Kurze Zeit wirkte Bruder Irle neben Missionar Diehl, der bis zum heutigen Tage hier als Leiter der Station geblieben ist. Nur machte er in den Jahren 1894—96 seines Augenleidens wegen eine Reise nach Europa und war im vorigen Jahre noch einmal aus gleichen Grunde gezwungen, die deutsche Heimat aufzusuchen. Im Jahre 1870 wurde Bruder Diehl sehr freundlich von den Heiden aufgenommen. Er baute zunächst ein kleines Häuschen jenseits des Okahandjaflusses am Fuße des Kaiser Wilhelm-Berges und darauf in den Jahren 1871—72 das jetzige Missionshaus. Die Gottesdienste, die unter einem Baume gehalten wurden, waren von Anfang an gut besucht. Auch konnte Bruder Diehl alsbald mit etwa 40—50 Kindern und Erwachsenen, ebenfalls unter einem Baume, Schule halten. Schon am 10. November 1872 wurden 16 Personen getauft; und von nun an konnte Jahr für Jahr meist eine ziemliche Anzahl durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden.

An Menschen fehlte es in Okahandja nicht, weil der Oberhäuptling Kamaherero an dem Platze wohnte und sich viele Herero in seiner Nähe ansiedelten. 1876 fand die Einweihung der Kirche statt, die heute noch steht. Ein Jahr später würde das Schulgebäude fertig gestellt, das sich ganz in der Nähe des Missionshauses befindet. Sämtliche aufgeführten Gebäude sind aus hiesigem Material verfertigt und haben sich sehr haltbar erwiesen, da das vom hiesigen Dornbaum genommene Bauholz nicht von den Ameisen gefressen wird, während sie das freilich viel schönere importierte Holz meist sehr schnell vernichten.

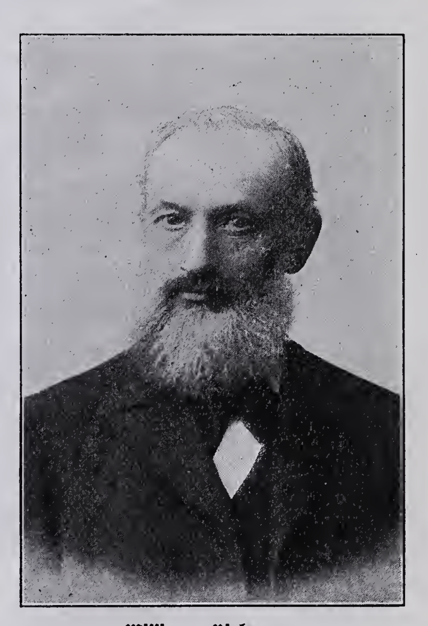
Auch befindet sich in Okahandja noch das Augustineum, wo bis vor zwei Jahren durch Bruder Viehe die eingeborenen Mitarbeiter ausgebildet wurden. Ursprünglich war diese Ge-



Die Konferenz unserer Hereromissionare in Windhuk im Juni 1903 mit den anwesenden Familienangehörigen.

hülfenschule in Otjimbingue, von wo sie Bruder Viehe im Jahre 1889 nach Okahandja verlegte — in der Hoffnung, daß sich hier mehr Jünglinge einfinden würden, um sich zu

Lehrern ausbilden zu lassen. Leider haben sich sehr viele der im Augustineum ausgebildeten Gehülfen nicht bewährt, und die Schule ist deshalb schon seit einigen Jahren geschlossen. Dagegen sucht Bruder Lang in Otjihaenena in einfacherer Weise Hererojünglinge zum Gehülfendienst heranzubilden. Das sehr stattliche Augustineumsgebäude ist an das Militär vermietet, augenblicklich aber von demselben verlassen. Es befindet sich in einem sehr schlechten baulichen Zustande, da die weißen Ameisen an den aus eingeführtem Bauholz errichteten Dächern in schrecklicher Weise ihr Zerstörungswerk vollführen.



Missionar Diehe.

Die Gemeinde Okahandja zählt gegenwärtig einschließlich der Filiale Otjizeva, Otjikango und Otjiruze 1150 Mitglieder, darunter sind fast 500 Abendmahlsberechtigte. Im Taufunterricht befinden sich allein auf der Hauptstation über 90 erwachsene Heiden. Zählt man die Taufbewerber auf den Filialen hinzu, so beträgt deren Gesamtzahl etwa 150. Bruder Diehl hat den Eindruck, daß die Macht des Heidentums hier gebrochen ist und daß, wenn nur mehr Arbeiter — vor allem eingeborene Gehülfen — vorhanden wären, große Scharen von Heiden in die Gemeinden aufgenommen werden könnten. Leider ziehen die Leute sich immer mehr vom Stationsplatz zurück, weil sie in der Nähe der Weißen manchen Belästigungen und Mißhelligkeiten ausgesetzt sind.

Nachher sah ich mit Bruder Diehl die Gemeinde- und Kassenbücher durch und am Nachmittag besuchten wir das Gebäude des Augustineums. Mir wollte es scheinen, daß dasselbe für die Zwecke, denen es dienen sollte, zu groß und zu schön eingerichtet war. Nach einem längeren Aufenthalt darin mußte es den eingeborenen Jüng-

Herero-Evangelisten und Älteste.

lingen recht schwer werden, sich wieder in die mehr als einfachen heimischen Verhältnisse einzuleben. Gerade die Erziehung von eingeborenen Gehülfen ist auch in unsrer Hereromission ein noch der Lösung harrendes sehr schweres Problem. Wahrscheinlich werden wir uns zunächst darauf beschränken müssen, daß jeder Missionar sich persönlich die nötigen Gehülfen heranzuziehen sucht.

Zweimal machten wir auch dem jetzigen Oberhäuptling Samuel Maharero einen Besuch. Wir fanden ihn leider nicht zu Hause, wohl aber viele seiner Großen. Zwischen 7 und 8 Uhr abends kam dann der Oberhäuptling mit zwei Begleitern, um meinen Besuch zu erwidern. Ich hatte eine lange und sehr ernste Unterhaltung mit ihm und machte ihn vor allem darauf aufmerksam, daß sein Trinken ihn zu Grunde richte und er durch Landverkauf sein Volk ins Unglück bringe. Er sah das auch alles ein, ja, er bedankte sich für meine Ermahnungen, wollte aber keine Versprechungen geben, da er sie doch nicht halten könne. Am Abend kam auch Bruder Irle, um mich mit seinem Ochsenwagen nach Otjosazu abzuholen, denn der meinige war noch nicht zur Stelle. Es wurde nun beschlossen, daß ich am Mittwoch morgen mit Bruder Irle nach Otjosazu aufbrechen und dann Bruder Diehl am Samstag uns mit meinem Ochsenwagen nachkommen solle, damit wir am Montag nach Otjozondjupa weiterreisen könnten.

Am Dienstag, den 24. März, besuchte ich noch den von Bruder Diehl geleiteten Taufunterricht. Die Taufbewerber, von denen leider kaum die Hälfte anwesend war, waren sämtlich ganz schwarze echte Hereros; die meisten von ihnen hatten sich ganz gut gekleidet, nur einige Knaben waren völlig nackt. Zum Schluß des Unterrichts hielt ich eine Ansprache, die Bruder Diehl dolmetschte, und der die Taufkandidaten mit großer Aufmerksamkeit folgten. Leider fiel in diesen Tagen der Schulunterricht aus, so daß ich diesem nicht beiwohnen konnte. Am Nachmittag besuchte mich ein gewisser Zebedäus, der jetzt in Otjiamongombe wohnt. Er ist einer von den Judaschen, die vor vielen Jahren von Omburo wegzogen und nun zum größten Teil vernichtet oder zerstreut sind. Dann machte mir auch der hiesige Stationschef einen Gegenbesuch und bot mir dadurch noch einmal Gelegenheit, viele die Mission und das Volk betreffende Fragen mit ihm zu besprechen.

Während seiner Anwesenheit erhielt ich ein Telegramm

mit der Nachricht von dem ganz unerwarteten Heimgang unsres ersten Inspektors Dr. Schreiber. Ich brauche nicht zu sagen, wie tief mich dieselbe erschüttert und bewegt hat. Der Todesnachricht war auf dem Telegramm noch die Bemerkung hinzugefügt, daß meine sofortige Rückkehr nicht erforderlich sei; aber nach reiflicher Überlegung — auch mit den anwesenden Missionaren — war es mir klar, daß ich trotzdem sobald wie möglich Afrika verlassen müsse. Wäre das Telegramm einen Tag später eingetroffen, so wäre eine baldige Rückkehr unmöglich gewesen. Jetzt war noch gerade Zeit, die Abreise bis zu dem am Donnerstag morgen fahrenden Zuge vorzubereiten und so den Dampfer zu erreichen, der am 29. oder 30. März Swakopmund verlassen sollte. Hätte ich die Reise fortsetzen wollen, so wäre meine Ankunft in Barmen wenigstens um einige Monate hinausgeschoben worden. Zu alledem war mein Gesundheitszustand derart, daß uns eine Fortsetzung der Reise unter den jetzigen Umständen nicht ratsam erschien.

Am folgenden Tage telegraphierte ich zunächst nach Barmen, daß ich im April in Hamburg einzutreffen gedächte. Auch fand an diesem Morgen noch eine lange Sitzung statt, in der der Präses und Vizepräses, sowie der anwesende Bruder Meier und ich alle wichtigen schwebenden Fragen der Hereromission eingehend berieten. Während ich dann auf Grund eines Beschlusses dieser Sitzung meine Abreise vorbereitete, kamen immer wieder Leute, die mich grüßen wollten und allerlei Anliegen hatten. Bruder Irle fuhr am Nachmittag nach der Sitzung mit seinem Ochsenwagen nach Otjosazu zurück.

Donnerstag, den 26. März, kam morgens der Häuptling von Neu-Barmen mit seinem Bruder, um mich zu grüßen. Sie baten dringend, ihnen doch wieder einen Missionar zu senden, aber ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie sich ihrem früheren Missionar gegenüber nicht gut betragen und sich deshalb eines solchen unwürdig gezeigt hätten. Sie gestanden das auch trotz allerlei Entschuldigungsgründen zu. Als ich ihnen zum Schluß erklärte, sie sollten sich nur treu zu Gottes Wort halten, dann werde Missionar Diehl mit der Zeit vielleicht in der Lage sein, um einen Missionar für sie zu bitten, sagten sie, sie seien auch schon recht getröstet dadurch, daß Schwester Viehe bei ihnen wohne, die sich ihrer sehr treu annehme.

16. Von Okahandja nach Barmen.

Sehr schweren Herzens verließ ich Donnerstag, den 26. März, um 11 Uhr Okahandja. Am Bahnhof sah ich noch die Brüder Wandres und Diehl jun. Sie waren mit dem gleichen Zug angekommen, mit dem ich abreisen wollte, und da derselbe einen langen Aufenthalt hatte, konnte ich noch mancherlei mit ihnen besprechen. Nach einer sehr ermüdenden Fahrt kamen wir um 8 Uhr abends in Karibib an. Dort holten uns Geschwister Elger am Bahnhof ab. Auf dem Wege zu ihrer Wohnung hatte sich eine große Schar Gemeindeglieder, Männer und Frauen, aufgestellt, um mich mit einigen Liedern zu begrüßen. Nachdem ich ihnen in einer längeren Ansprache gedankt, kamen alle, um mir die Hand zu reichen, und folgten uns nach dem Abschied noch ziemlich lange singend nach. Nach dem Abendbrot besuchte ich mit Bruder Elger noch eine Eingeborenen-Werft. Wir gingen auch in einen der Pontocks, wo es sehr sauber aussah und getrennte Schlafräume für die Geschlechter eingerichtet waren. Bruder Elger hat eine sehr schwierige, aber wichtige und ohne Zweifel gesegnete Arbeit, die er mit großer Hingabe und Freudigkeit verrichtet. Den häßlichen Geruch der Leute, der mir sehr widerlich war, merkt er gar nicht mehr, so ist er daran gewöhnt, und so lieb hat er wohl auch diese Menschen gewonnen.

Am folgenden Morgen gegen 1½ Uhr kamen die Brüder Olpp und Nijhoff von Otjimbingue mit der Ochsenkarre in Karibib an, um mich noch zu begrüßen. Auch ihre Herzen waren ganz zerrissen zufolge der erschütternden Todesnachricht. Bruder Olpp ist Stationsmissionar in Otjimbingue, Bruder Nijhoff dagegen ist seit etwa einem Jahr neben Bruder Böhm in Walfischbai stationiert, weilt aber jetzt vorübergehend in Otjimbingue, um die Namasprache zu erlernen. Auf meinen Vorschlag erklärte sich Bruder Olpp bereit, mit mir nach Swakopmund zu gehen, worüber ich aus mehreren Gründen sehr erfreut war.

Um ½7 Uhr fuhr unser Zug ab, und nach sehr ermüdender Fahrt kamen wir nach 8 Uhr abends in Swakopmund an. Auch auf dieser Fahrt hatten wir wieder ein kleines Eisenbahnunglück, indem ein Rad unsres Wagens so beschädigt wurde, daß er abgehängt werden mußte. Zum Glück wurden wir aber diesmal nicht

wieder in einem Packwagen untergebracht, sondern kamen aus der zweiten in die doch etwas bequemere und schönere erste Klasse. Natürlich haben wir die Zeit im Zuge möglichst benutzt, um viele die Hereromission betreffenden Fragen zu erörtern. Schon von Okahandja waren Geschwister Simon mit mir gefahren, um mit demselben Schiff nach Deutschland zu reisen. Wir hatten somit reichliche Gelegenheit, nicht nur die eigene Angelegenheit des Bruders Simon, sondern auch manche die Namamission angehende Fragen zu besprechen.

In Swakopmund wurde ich durch ein zweites Telegramm aus Barmen noch einmal vor die Frage gestellt, ob ich nicht doch vorläufig noch einige Zeit im Lande verweilen sollte. Doch war dies schon, wie gesagt, durch meinen Gesundheitszustand ausgeschlossen. Ich fühlte mich körperlich so schwach, daß eine Fortsetzung der Reise nicht rätlich war. Nur mit der allergrößten Anstrengung konnte ich die nötigen Geschäfte, die Abreise betreffend, erledigen und mußte mich dann zu Bett legen. Bruder Olpp hat hier einige Stunden an meinem Lager zugebracht und mit mir eine ganze Reihe ernster Missionsfragen besprochen und zwar in einer solchen Weise, daß mir diese Stunden unvergeßlich sein werden. Freilich wurde es mir nur um so schwerer, meine Reise im Hererolande nicht fortsetzen zu können. Doch es steht in des Herrn Hand, ob ich oder ein anderer nach einigen Jahren mit frischer Kraft den von mir beabsichtigten Besuch auf den Herero- und Namastationen machen kann.

Am Sonntag, den 29. März, war sowohl Bruder Olpps wie mein Geburtstag. In einer solchen Lage hatten wir beide diesen Tag noch nie gefeiert. War ich auch ganz zerschlagen und innerlich zerrissen, so konnten wir doch miteinander unsre Knie beugen und dem Herrn danken für alle seine bisherigen Gnadenerweisungen und für die Gewißheit, daß er uns auch in der gegenwärtigen Lage auf rechter Straße führen werde. Nachdem ein weiteres Telegramm aus Barmen eingelaufen war, das meiner Rückkehr wenigstens nichts mehr in den Weg stellte, und wir noch einmal diese Sache ernstlich erwogen hatten, bestieg ich dann mit meinem Neffen am Nachmittag das draußen in See liegende Schiff „Adolf Woermann“.

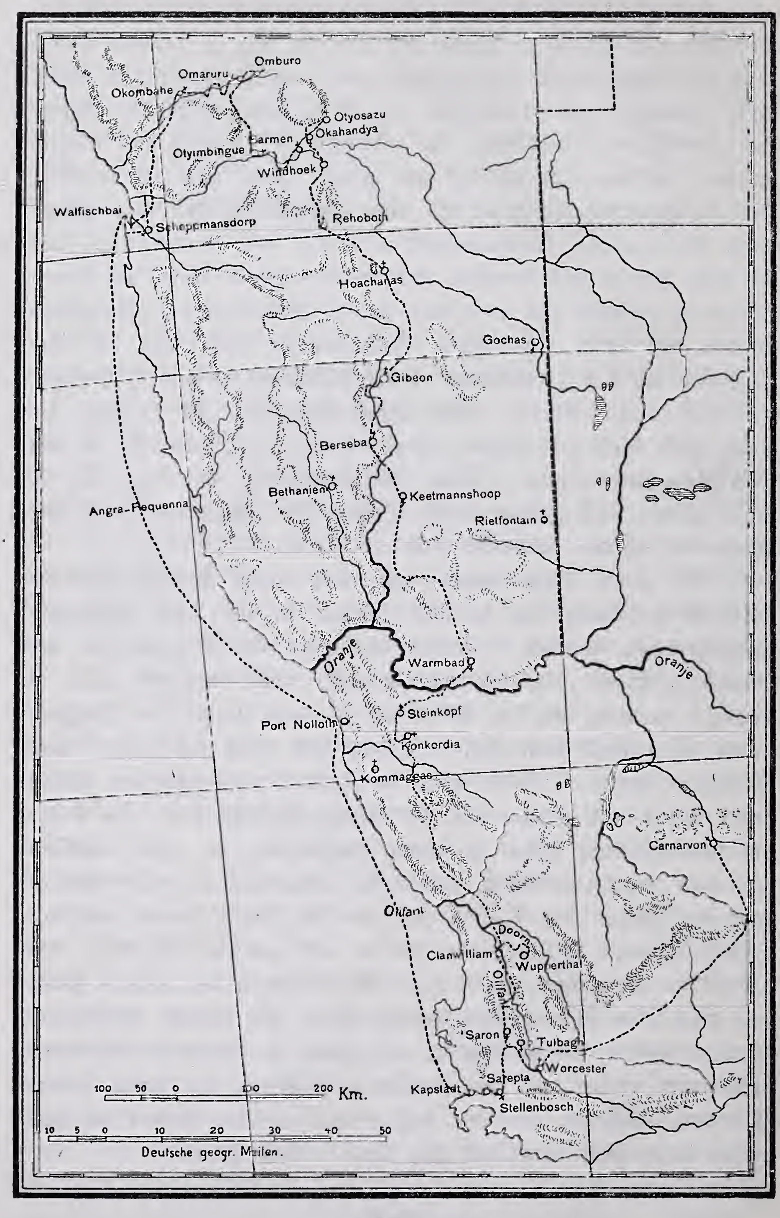
Auf diesem fuhren wir in stark acht Tagen bis Viktoria, wo ein anderer Dampfer der gleichen Gesellschaft, „Alexandra Woermann“, uns aufnahm, um uns nach Hamburg zu bringen. Die Reise verlief sehr günstig; auch die von mir gefürchtete Seekrankheit stellte sich glücklicherweise nicht ein, dagegen ließ mein sonstiges Befinden sehr viel zu wünschen übrig, so daß ich mich außerordentlich nach dem Schluß der Reise und einer gewissen Ruhe in der Heimat sehnte.

Auf der Alexandra fand sich nach und nach eine ziemlich große Anzahl von Passagieren ein, und die Gesellschaft war sehr gemischt. Wir hörten und sahen mancherlei, was wir lieber nicht gesehen hätten. Eine große Freude war es mir aber, daß verschiedene Missionsgeschwister zu uns kamen. Da waren zunächst ein Missionar und zwei Missionsärzte sowie eine Missionarin von der presbyterianischen Mission in Newyork. Sie haben ihr gesegnetes, wenn auch sehr schwieriges Arbeitsfeld in Kamerun und hatten dort einzelne unliebsame, wohl zum Teil auf Mißverständnissen beruhende Zusammenstöße mit deutschen Beamten. Der Vorstand der Mission in Newyork verhandelt deshalb mit Basel wegen Abtretung ihres Gebietes in Kamerun an die Baseler Gesellschaft. Dagegen hofften die drei Brüder den Vorstand zu bestimmen, die Arbeit mit vermehrten Kräften fortzusetzen. Ich habe gerade mit diesen amerikanischen Brüdern manche schöne Stunde gesegneter Gemeinschaft in dem Herrn gehabt und viel von ihnen gelernt. Bewundernswert war mir besonders ihre völlige Hingabe an den Herrn, ihre Demut und Bescheidenheit bei offenbar nicht geringer Tüchtigkeit.

Ferner kam an Bord ein Bruder Bender von der Berliuer Baptistischen Mission. Sehr interessierte mich, daß er mir erzählen konnte, es sei ihm und anderen gelungen, die independenten baptistischen Gemeinden in Kamerun mit ihrer Gesellschaft in einen festen Verband zu bringen und schlimme Mißstände in denselben abzustellen. In einzelnen prinzipiellen Missionsfragen gingen ja freilich unsere Anschauungen auseinander. Endlich stieg in Togo noch Fräulein Binder von der Bremer Mission an Bord. Sie und der Missionar, der sie aufs Schiff brachte, waren auch ganz bestürzt über den Heimgang unseres Inspektors Schreiber, des Vaters ihres Bremer Missionsinspektors.

Das Zusammenleben mit den genannten Missionsgeschwistern gereichte mir in den Tagen des Leidens oft zu reichem Trost. Morgens und Abends vereinigten wir uns regelmäßig in einem vom Kapitän uns freundlich zur Verfügung gestellten Raum zu gemeinsamen Andachten, die abwechselnd englisch und deutsch gehalten wurden. Da merkte man wieder etwas von der Realität der Gemeinschaft der Heiligen. Wie verschieden wir auch waren nach Nationalität, Anschauungen u. s. w., wir waren doch eins in dem Herrn und beugten miteinander unsere Knie, um seinen Segen zu erflehen für uns und unsere Mitreisenden. Sonntags hielten wir auch öffentlichen Gottesdienst; doch war die Beteiligung auf der „Alexandra" verhältnismäßig wesentlich geringer als auf dem „Adolf". Wie viele Menschen gibt es doch, die ganz ohne Gott und Gottes Wort dahin leben, obwohl sie den Christennamen tragen! Diese Wahrnehmung war mir um so schmerzlicher, als gerade solche Leute die Träger der christlichen Kultur in unseren Kolonien sind.

Die ersten Tage hatten wir auch einige hundert schwarze Arbeiter an Bord, die in ihre Heimat in oder bei Monrovia zurückgebracht wurden. Leider war mir ihnen gegenüber der Mund geschlossen, da ich ihre Sprache nicht verstand. Um so häufiger entrang sich im Blick auf sie dem Herzen der Seufzer: „Laß alles Volk dein Heil erfahren, füll jedes Land mit deiner Wahrheit Schein." Dies wird in Zukunft noch mehr als bisher mein Gebet und Flehen für die Völker Afrikas sein. Je tiefer ich hineingeschaut habe in deren Finsternis, in den Leichtsinn und das Sündenverderben, worin sie leben, um so mehr liegt es mir am Herzen, daß für sie bald der Tag der Erlösung und des Heils komme. „Alle Lande sollen voll werden der Ehre des Herrn." Diese und andere klare Verheißungen der Schrift geben mir trotz aller schmerzlichen Erfahrungen, die manche Missionare machen müssen, die Gewißheit, daß auch die schwarzen Afrikaner teil haben sollen an der herrlichen Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, und daß deshalb unsere Arbeit an und unter ihnen nicht vergeblich sein kann in dem Herrn.



Karte von Süd=West=Afrika.

II. Aufsätze allgemeinen Inhalts.

1. Einige Bemerkungen über die sittlich-religiösen Zustände in unsern kapischen Gemeinden.

Mit Recht wird man von mir erwarten, daß ich mich über die sittlich religiösen Zustände in unseren kapischen Gemeinden äußere. Ich tue dies einerseits mit Freuden, da ich, nach dieser Seite hin den Stand unserer Gemeinden durchweg viel besser gefunden habe, als ich erwartete, andrerseits mit einem gewissen Zagen; muß ich mir doch sagen, daß ich eben nur von vorübergehenden Eindrücken reden kann und mir nicht anmaßen darf, ein abschließendes Urteil abgeben zu können. Immerhin war es mein ernstes Streben, klar und wahr zu sehen. Auch haben es unsere Missionare in keiner Weise daran fehlen lassen, mich auf die Mängel und Fehler ihrer Gemeinden aufmerksam zu machen. Einige seufzen dermaßen unter den in ihrer Gemeinde herrschenden Sünden, daß sie in Gefahr stehen, die Arbeitsfreudigkeit zu verlieren. Es geht ihnen gerade wie manchen treuen Pastoren in der Heimat, die so schwer an den Sünden und Mängeln ihrer Gemeindeglieder tragen, daß sie den vorhandenen Segen und das mitten in der Finsternis scheinende Licht nicht wahrnehmen.

Leider kann nicht geleugnet werden, daß es in unseren kapischen Gemeinden an großen und ernsten Schäden nicht fehlt. Als der schlimmste Übelstand erschien mir der Mangel an Wahrhaftigkeit oder der starke Hang zur Lüge. „Wenn der Afrikaner den Mund öffnet, dann lügt er“, ist mir wiederholt gesagt worden. Man verstand dabei freilich unter „Afrikaner“ nicht nur den schwarzen, sondern auch den weißen Bewohner des Landes. Vor allem haben

mir manche Lehrer — auch solche, die an Schulen von Weißen stehen — geklagt, daß die Kinder die Lüge nicht scheuten, sondern nur die Strafe, die sie etwa nach sich ziehe. Ich habe es hier aber nur mit unseren schwarzen und braunen Gemeindegliedern zu tun. Bei ihnen ist mir der Hang zur Lüge sehr stark entgegengetreten. Ein gefallenes Mädchen wird in der Regel seine Sünde vor dem Missionar und andern Personen, die es scheut, so lange leugnen, bis sie offenbar geworden ist. Überhaupt kommt ein freies, aufrichtiges Bekennen von Sünden selten vor; und der Missionar ist fast gezwungen, den Gemeingliedern mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die gesegnete Wirksamkeit sehr erschwert und gehemmt wird. Wie tief die Lüge schon bei der Jugend eingebürgert ist, merkte ich bei einem Schulbesuch. Ich besprach den Begriff Gnade. Auf meine Frage: „Was wird ein Kind tun, das unartig gewesen ist, um keine Strafe zu empfangen?“ lautete die Antwort nicht: „Es wird um Vergebung bitten“, sondern: „Es wird lügen.“ Das Traurigste dabei war, daß diese Antwort in der ganzen Klasse keine Spur von Verwunderung oder Entsetzen hervorrief. Die Kinder nahmen dann freilich meine Belehrung, daß man unter keinen Umständen lügen dürfe, ruhig hin; doch fürchte ich, daß sie in ihrer Lügenpraxis fortfahren werden. Für diese sehr traurige Erscheinung kann man mancherlei schwerwiegende Entschuldigungsgründe anführen. Vor allem ist zu bedenken, daß unsere Gemeindeglieder Nachkommen von Sklaven sind, die in ihrer langjährigen Knechtschaft charakterlos geworden sind und den Sinn für Wahrheit verloren haben. Auch heute noch befinden sich viele Gemeindeglieder in einer solchen Abhängigkeit von Weißen, daß ein freies, offenes, wahrhaftiges Wesen und Benehmen sich schwer entwickeln kann. Dazu kommt das böse Beispiel, das viele Europäer den Farbigen geben. Letztere ahmen so gerne dem weißen Mann nach, und es darf uns nicht wunder nehmen, daß sie sich dessen schlechte Eigenschaften am schnellsten aneignen. Trotz jener Entschuldigungsgründe würde mich der Gedanke, daß der Teufel der Vater der Lüge ist, um die Zukunft unserer Gemeinden sehr besorgt machen, wenn ich nicht einen doppelten Trost hätte; zunächst den, daß unsere Missionare mit allem Ernst bei der Verkündigung des Wortes Gottes und der Seelsorge gegen jenes

Übel ankämpfen und dabei von manchen ihrer Ältesten und sonstigen Gemeindeglieder unterstützt werden. Zugleich tröstet mich die Wahrnehmung, daß der Kampf nach dieser Seite bisher nicht vergeblich gewesen ist. Ich habe doch manchem Gemeindeglied ins Auge geschaut, dem ich eine bewußte Lüge nicht zutrauen würde, und dem auch der Missionar mit unbedingtem Vertrauen begegnete. Je mehr das Evangelium als eine Wahrheitsmacht in die Herzen und Gemeinden einzieht, um so mehr muß der Geist der Lüge weichen.

Ein zweites äußerst verderbliches Laster in unseren Gemeinden ist die weit verbreitete Unkeuschheit. Es gibt wohl nicht gar zu viele Familien, wo nicht das eine oder andere Glied in grobe Fleischessünde gefallen ist. Manche unserer Missionare sprachen mir die Ansicht aus, daß nur sehr selten eine Ehe wirklich in Zucht und Ehren zu stande kommt. Wenngleich diese Anschauung vielleicht zu dunkel ist, so steht es doch in diesem Punkte schlimm und traurig genug. Auch in Bezug hierauf müssen wir freilich zur Entschuldigung daran erinnern, daß unsere Gemeindeglieder durchweg Mischlinge (Bastards) sind und als solche die Neigung zur Fleischessünde von ihren Voreltern her ererbt haben. Damit hängt wohl auch zusammen, daß diese Sünde so wenig als Unrecht und Schande empfunden wird. Dagegen darf ich freilich auch bezeugen, daß in den Sitzungen, die ich mit den Mitgliedern des Kirchenvorstandes abhielt, diese und andere Sünden in keiner Weise verschleiert wurden; vielmehr gewann ich stets den Eindruck, daß die Kirchenvorsteher unter ihnen seufzen und mit allem Ernst gegen sie ankämpfen. Von seiten der Gemeinden wird in jedem solchen Fall, der offenbar wird, mit ernster Kirchenzucht eingeschritten. Ein Gemeindeglied, das in Fleischessünde gefallen ist, darf nicht eher am heiligen Abendmahl teilnehmen, bis es Zeichen aufrichtiger Buße an den Tag legt und vor versammelter Gemeinde seine Schuld bekennt und um Verzeihung bittet. Die Tatsache, daß trotz sehr strenger Kirchenzucht sich immer noch so viele Abendmahlsgenossen in den verschiedenen Gemeinden finden, scheint mir zu beweisen, daß die Fleischessünde doch nicht so allgemein verbreitet ist, wie vielfach angenommen wird. Dazu haben wir die Zuversicht, daß auch nach dieser Seite das Wort Gottes immer mehr seine reinigende

Kraft beweisen wird, wenn wir nur nicht müde werden, in Geduld und Glauben zu arbeiten und unter treuem, anhaltendem Gebet das Evangelium zu verkündigen.

Aufs engste hängt mit der Fleischessünde die Neigung zur Trunksucht zusammen, die sich vielfach in unseren Gemeinden findet. Ich überzeugte mich, daß auch dieses Laster weit nicht so allgemein verbreitet ist, wie ich angenommen hatte. Immerhin ist es ein böser Schade, der mehr oder weniger fast in allen Gemeinden hervortritt, und gegen den wir nicht ernst genug ankämpfen können. Die Zahl der notorischen Trunkenbolde scheint mir zwar nicht so groß zu sein. Aber viele unserer Gemeindeglieder können der Neigung zum Trunk schwer widerstehen und manche bringen dadurch sich selbst und die Ihrigen ins Unglück. Wenn unsere farbigen Brüder diesem Hang und Laster entsagen könnten, würden sie ihre soziale und wohl auch politische Lage wesentlich verbessern. Sehr schädlich wirkt auch nach dieser Richtung hin das böse Vorbild und der Einfluß der Weißen. Bei vielen Bauern erhalten die farbigen Knechte täglich ihre Portionen Wein oder gar Branntwein gewissermaßen als einen Teil ihres Lohnes. Dadurch werden sie an den regelmäßigen und übermäßigen Genuß geistiger Getränke gewöhnt.

Auf unserer Konferenz in Worcester haben wir gerade die Frage, wie der Neigung zur Trunksucht entgegengewirkt werden könne, sehr ernstlich in Erwägung gezogen. Die Hälfte aller Anwesenden beschloß, — zwar ohne ein gesetzlich bindendes Gelübde auf sich zu nehmen — jedem Genuß geistiger Getränke zu entsagen, um auf diese Weise die Gemeindeglieder zur Nachahmung zu reizen; zugleich wurde von denselben der Plan gefaßt, in den Gemeinden die Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen in die Hand zu nehmen. Die andern Konferenzmitglieder erklärten sich auch zur möglichsten Verzichtleistung auf geistige Getränke bereit, glaubten aber, sich ihre persönliche Freiheit zu mäßigem, gelegentlichem Genuß von Wein oder Bier wahren zu müssen. Bei meinen immerhin nicht kurzen Besuchen in den Häusern unserer Missionare fand ich, daß alle sich in der Regel vollständig geistiger Getränke enthalten, obwohl der Wein in der Kapkolonie sehr gut und billig ist. Auf der Konferenz beschlossen wir außerdem, durch Petitionen dem Mißbrauch des Ausschanks geistiger Getränke in den Kantinen ent-

gegenzutreten und ein Verbot zu erwirken, daß derartige Getränke an Arbeiter als Teil ihres Lohnes verabreicht würden. Es ist ohne Frage ein ernster Kampf, den wir zu führen haben; doch dürfen wir auch hierbei auf die erneuernde Kraft des Wortes Gottes vertrauen.

Von weiteren Schäden nenne ich vor allem die Eitelkeit unserer farbigen Brüder und Schwestern. Wir machen uns von der Putzsucht vieler derselben kaum von ferne eine Vorstellung. Habe ich mich auch in einzelnen Gemeinden über die Einfachheit der Sitten freuen dürfen, wie z. B. in Wuppertal und Carnarvon, so war mir doch in vielen andern die Kleiderpracht der Frauen und die Putzsucht mancher Jünglinge sehr anstößig. Daß damit oft große Unordnung und Uneinigkeit im häuslichen Leben verbunden ist, hat mich nicht in Erstaunen gesetzt.

Auch die Unselbständigkeit unserer farbigen Gemeindeglieder sowohl im Denken wie im Handeln ist als ein großer Mangel zu bezeichnen. Zufolge desselben sind sie allen möglichen Versuchungen ausgesetzt. Hand in Hand damit geht ein oft hervortretender Eigensinn und ein ungerechtfertigtes Mißtrauen gegenüber den Missionaren, das sich manchesmal in sehr unangenehmer Weise geltend macht und meist auf den ungünstigen Einfluß gewissenloser Weißer oder auch Farbiger zurückzuführen ist.

Doch damit sei genug von den Schäden in unseren kapischen Gemeinden geredet. Den sehr bedauerlichen Mängeln, die nicht ernst genug bekämpft werden können, stehen, Gott sei Dank, sehr erfreuliche Lichtseiten gegenüber. Ja, ich muß gestehen, daß mir die guten Eigenschaften der farbigen Christen in der Kapkolonie viel mehr entgegengetreten sind als die oben erwähnten Laster und Sünden. Letztere habe ich mehr aus den Schilderungen unserer Missionare kennen gelernt.

Als sehr erfreuliches Zeichen hebe ich vor allem den guten und treuen Besuch der Gottesdienste hervor und die Lust und Liebe zu Gottes Wort. Allerdings ist auch in Bezug hierauf ein Unterschied zwischen den einzelnen Stationen wahrzunehmen. Ich hatte den Eindruck, daß in Gemeinden wie Stellenbosch und Worcester der Besuch der Gottesdienste wesentlich schwächer ist als auf allen übrigen Stationen unserer kapischen Mission. Hier haben wir es eben mehr oder weniger mit städtischen Verhältnissen

zu tun, die vielfache Zerstreuungen und Versuchungen mit sich bringen und ganz naturgemäß schädigend auf den Besuch des Gottesdienstes einwirken. Doch scheint mir auch in diesen Gemeinden der Kirchenbesuch und die Empfänglichkeit für Gottes Wort noch verhältnismäßig recht gut zu sein.

In allen andern Gemeinden war ich geradezu erstaunt über die dichtgefüllten Gotteshäuser und ganz besonders darüber, daß die Leute nicht müde wurden, das Evangelium zu hören. Sogar, wenn an einem Tage zwei, drei, ja vier Gottesdienste stattfanden, erschien mir die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit bis zum Schluß groß und allgemein zu sein.

Ebenso habe ich bei meinen zahlreichen Hausbesuchen in allen Gemeinden durchweg eine tiefgehende Liebe zu Gottes Wort gefunden. Es war nicht nur sehr leicht, ein religiöses Gespräch zu beginnen — ein solches ergab sich meist ganz von selbst —, sondern ich merkte auch bei den meisten eine herzliche innere Anteilnahme, ja eine Freude an der Wahrheit des Evangeliums. Wo aber Gottes Wort so gerne gehört und so freudig aufgenommen wird, da muß die Verheißung sich erfüllen, daß es nicht leer zurückkommen, sondern ausrichten soll, was dem Herrn gefällt.

Tatsächlich zeigt sich denn auch in den Gemeinden eine meist willige Beugung unter die strafende Macht der göttlichen Wahrheit. Eigentlicher Widerspruch und tatsächlicher Gegensatz dagegen ist mir nie entgegengetreten und findet sich wohl auch sehr selten bei unseren Gemeindegliedern. Trotzdem die Kirchenzucht, die unsere Missionare ausüben, sehr streng, z. T. vielleicht fast zu streng ist, wird sie von den in Sünden Gefallenen in der Regel als verdiente Strafe empfunden, und sie ruhen meist nicht eher, als bis sie wieder vollberechtigte Glieder der Gemeinde sind.

Die Andacht beim Empfang des heiligen Abendmahls erschien mir in den meisten Gemeinden sehr erfreulich und die Beteiligung daran ganz außerordentlich groß. Auch entfernt wohnende Gemeindeglieder scheuen keine Mühe und keine Unkosten, um dem heiligen Abendmahl in ihrer Gemeinde beiwohnen zu können. Mag dazu auch Sitte und Gewohnheit mit beitragen und vielleicht bei manchen ein tieferes Herzensbedürfnis fehlen, so

können wir uns über eine solche gute Sitte doch von Herzen freuen.

Daß eine tiefe Liebe zu Gottes Wort in den Herzen wohnt, scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß unsere Gemeinden eine große Opferwilligkeit an den Tag legen. Es wird davon noch an anderer Stelle die Rede sein. Deshalb kann ich mich hier kurz fassen. Eine Kirchensteuer kennen unsere Gemeinden in der Kapkolonie nicht. Alles, was für die Gemeinde und ihre Bedürfnisse aufgebracht wird, sind vollkommen freiwillige Leistungen. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die meisten Gemeinden sich vollständig selbst unterhalten. Ja mehr als das! Unsere Gemeinden bringen verhältnismäßig große Opfer für die Zwecke des Reiches Gottes. Irre ich nicht, so haben die kapischen Gemeinden im letzten Jahr etwa 250 Pfd. St. = 5000 M. für unsere Ovambomission gegeben. Außerdem werden gar nicht unbedeutende Summen für die Bibelgesellschaft und für die Innere Mission geopfert.

In dieser Beziehung stehen nun die mehr städtischen Gemeinden, wie Worcester und Stellenbosch, an der Spitze, die geradezu Erstaunliches leisten. Dies hat ja wohl einerseits seinen Grund in der günstigeren ökonomischen Lage vieler Glieder dieser Gemeinden und in den besseren Erwerbsverhältnissen, die dort bestehen, doch andererseits wohl auch in der größeren Selbständigkeit, wozu sich hier im Kampf mit mancherlei entgegenwirkenden Mächten die Gemeinden und Gemeindeglieder entwickeln. Auch mir haben unsere kapischen Christen bei meiner Anwesenheit meist als Ertrag ganz freiwilliger Sammlungen recht ansehnliche Summen, teils für unsere Mission, teils zur Deckung meiner Reisekosten, überreicht, so daß dank dieser Aufwendungen meine Reise unserer Missionskasse keine Kosten verursacht hat.

Das führt mich auf einen andern sehr schönen Zug, den ich immer wieder in unseren kapischen Gemeinden wahrgenommen habe: die weitgehende Dankbarkeit und große Anhänglichkeit. Ich muß gestehen, daß ich dadurch manchmal in Erstaunen gesetzt und oft tief bewegt wurde. Davon könnte ich einzelne ganz rührende Züge erzählen. Doch das würde zu weit führen. Oft habe ich den Gedanken gehabt: Wenn der Herr mich nicht in die Arbeit am Missionshaus in Barmen gestellt hätte, so möchte ich Missionar

in der Kapkolonie sein, trotzdem ich einen tiefen Einblick in die großen Schwierigkeiten der dortigen Missionsarbeit erhalten habe. Auf Dankbarkeit und Anhänglichkeit der meisten Gemeindeglieder darf der Missionar in der Regel rechnen. Das macht die Arbeit leicht und gibt Kraft, auch die Mängel und Sünden in Geduld zu tragen.

Wir dürfen nicht erwarten, daß wir jemals auf unseren Missionsgebieten Gemeinden haben werden, in denen keine Mängel und Gebrechen mehr sind, sondern alle durch Wort und Wandel die Tugenden dessen verkündigen, der sie berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht. Aber die gewisse Überzeugung habe ich, daß der Herr auch jetzt schon in allen unseren kapischen Gemeinden nicht wenige hat, die er als die Seinen kennt und deren Namen ins Buch des Lebens eingezeichnet sind, und daß auch in Zukunft der Segen hingebender Arbeit und treuer Verkündigung des Evangeliums in dem Leben und Wandel vieler unserer Gemeindeglieder offenbar werden wird. Wir haben Grund, dem Herrn für das zu danken, was erreicht ist, und er wird das gute Werk, das er begonnen hat, in den einzelnen und in den Gemeinden fortführen zur Verherrlichung seines Namens. Sind jetzt die meisten besseren Gemeindeglieder auch noch durchweg Kinder in Christo, die Zahl derer, die ausreifen zum Jünglings- und Mannesalter, wird durch des Herrn Gnade immer größer werden.



2. Die finanzielle Selbständigkeit unserer Gemeinden in der Kapkolonie.

Eine zielbewußte Missionsarbeit wird vor allem dreierlei erstreben: 1. finanzielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit der heidenchristlichen Gemeinden; 2. Selbstverwaltung derselben durch eingeborene Lehrer und Prediger; 3. Selbstausbreitung der neu gegründeten Gemeinden, also Mitarbeit derselben an der Mission. Es liegt für den, der den Missionsbetrieb kennt, auf der Hand, daß diese Ziele nicht schnell erreicht werden können. Amerikanische und auch englische Missionsgesellschaften sind je und dann mit der

Selbständigmachung der eingeborenen Gemeinden gar zu eilig gewesen und haben ihre eigenen Arbeiter zu schnell zurückgezogen. Aber wenn auch dieser Fehler zu vermeiden ist, so muß doch die Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden das Ziel unserer Missionsarbeit bleiben. Fragen wir deshalb: wie weit sind wir mit den oben genannten Forderungen in der Kapkolonie gekommen? Bei Untersuchung dieser Frage fassen wir zunächst die finanzielle Selbständigkeit unserer kapischen Gemeinden ins Auge und handeln in den beiden folgenden Abschnitten über die Selbstverwaltung derselben und ihre Mitwirkung am Missionswerk.

In der finanziellen Selbständigmachung unserer kapischen Gemeinden sind wir ganz besonders weit vorgeschritten. In normalen Jahren erfordern dieselben keinen Zuschuß mehr aus der Missionskasse. Immerhin dürfen wir uns mit dem Erreichten nicht zufrieden geben, sondern müssen nach meiner Ansicht dahin kommen, daß alle Bedürfnisse für Schule und Kirche aus den jährlich eingehenden Beiträgen der Glieder der einzelnen Gemeinden bestritten werden. Das ist bis dahin nur in einigen und auch dort nur teilweise der Fall. Für die Versorgung der Emeriten, der Witwen und Waisen, für die Ausbildung und Aussendung der Missionare, für die Erziehung ihrer Kinder kommt bisher der sogenannte kapische Kirchenfonds oder, was im Grunde das gleiche ist, die Missionskasse auf. Zunächst dürfen wir freilich noch nicht daran denken, diese Lasten den Gemeinden aufzulegen, aber zu ihrer vollen finanziellen Selbständigkeit scheint mir auch dies zu gehören.

Aus eigenen Mitteln kommen für die übrigen laufenden kirchlichen Bedürfnisse in der Regel sechs Gemeinden auf, nämlich Stellenbosch, Worcester, Carnarvon, Tulbagh, Concordia und Steinkopf. Dabei ist aber zu bemerken, daß die beiden letztgenannten Gemeinden, die im Klein-Namalande liegen, sogenannte Grantplätze sind, deren Bewohnern die kapische Regierung große, wenn auch teils recht unfruchtbare Landstrecken zur Verfügung gestellt hat. Die Mission verwaltet diese Gebiete im Interesse der Eingeborenen. Kirchliche und bürgerliche Gemeinde gehen hier teilweise ineinander auf, und ein Teil der Einkünfte aus jenen Ländereien wird zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse verwandt. Schon seit Jahren strebt man dahin, diesen Grantplätzen ein Ende zu machen, etwa so, daß das Land in Erben geteilt

und jedem Gemeindeglied resp. Stammesangehörigen ein solches überwiesen wird. Ohne weiteres läßt sich das freilich nicht ausführen, sonst wäre es längst geschehen. So weit ich die Sache überschaue, haben die Gemeinden ein verbrieftes Recht an die Ländereien, und gegen ihren Willen kann an dem jetzigen Zustande nicht leicht etwas geändert werden. Eine Änderung liegt jedoch nach meinem Dafürhalten im Interesse der Gemeinden selbst und wird auf die Dauer schwerlich unterlassen werden können. Solange das Land Stammes- resp. Gemeindeeigentum ist, hat der einzelne kein Interesse an wesentlichen und durchgreifenden Verbesserungen, besonders wenn solche viel Mühe und Geld erfordern. Das wird anders, wenn das Land in Erben geteilt und den einzelnen zum Eigentum übergeben wird. Carnarvon ist längst in Erben geteilt, wovon dann freilich etwa die Hälfte in den Besitz von Weißen übergegangen ist. Diese Gefahr würde auch in Concordia und Steinkopf naheliegen; doch ließe sich derselben durch gesetzliche Bestimmungen wenigstens bis zu gewissem Grade begegnen. Missionar Biesenbach in Carnarvon ist sehr darauf aus, frei werdende Erben wieder für die Gemeinde oder einzelne ihrer Glieder zurückzuerwerben. Desgleichen könnten gewiß auch die Missionare in Concordia und Steinkopf in weitgehendem Maße darüber wachen, daß nicht allzu viele Erben in andern Besitz übergingen. Carnarvon ist dazu gegenwärtig eine finanziell besonders gut gestellte Gemeinde. Darum scheint es mir auch für die finanzielle Selbständigkeit unserer beiden genannten Gemeinden in Kleinnamaland nicht bedenklich zu sein, eine Teilung des Grundes in Erben vorzunehmen.

Unsere beiden Gemeinden, Wuppertal und Saron, die zugleich Missionsinstitute sind, bedürfen nicht nur keines Zuschusses aus der Missionskasse mehr, sondern führen jährlich Überschüsse an sie ab. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Mission hier durch Kauf Besitzerin von großen Ländereien ist. Die Einkünfte aus diesen, sowie aus den dortigen Betrieben, wie Mühle, Gerberei, Schuhmacherei, Kaufladen ꝛc, sollten meines Erachtens ganz und ungeteilt in die Missionskasse fließen, während sie in Wirklichkeit zum Teil zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse dieser Gemeinden dienen. Ernstlich müssen wir dahin streben, daß auch hier jene Bedürfnisse aus den Leistungen der Gemeindeglieder bestritten werden. Diesem

Ziele werden wir auch immer näher kommen. Die eifrigen Bemühungen der jetzigen beiden Missionare und ihrer Vorgänger sind nicht erfolglos geblieben.

Nur zwei Gemeinden, Sarepta und Kommaggas, bedürfen jetzt noch jährlicher Zuschüsse aus der allgemeinen Missionskasse. Der Leiter der kleinen, aber sehr opferwilligen Gemeinde Sarepta hat jedoch auf der Konferenz zu Worcester erklärt, er werde ernstlich versuchen, von nun ab ohne diesen Zuschuß durchzukommen. Vollständig anders wie in Sarepta liegen die Verhältnisse in Kommaggas. Diese Gemeinde hat im letzten Jahre nur ein Drittel des sehr niedrig bemessenen Gehaltes ihres Missionars aufgebracht, während der Rest aus der Missionskasse gezahlt werden muß. Dies wundert mich um so mehr, als die Gemeinde einen sehr großen, wenn auch ziemlich wertlosen Grundbesitz hat. Bruder Meyer in Kommaggas versicherte mir wenigstens, daß das Land dort nicht als Grant, sondern als bleibendes Eigentum der Gemeinde gegeben sei. Leider konnte ich die Gemeinden in Klein-Namaland nicht besuchen und bedauere dies in Bezug auf Kommaggas um so mehr, als auch Inspektor Schreiber vor acht Jahren keine Zeit fand, dorthin zu gehen. Es wird für den Vorstand unserer Mission immerhin ernstlich zu erwägen sein, ob wir dort dauernd einen europäischen Missionar stationieren können, oder ob die Gemeinde Filial von Concordia oder Steinkopf werden muß. Bruder Meyer hat freilich die Hoffnung ausgesprochen, daß die Verhältnisse in Kommaggas sich in Bälde so ändern würden, daß von dem Gedanken, die Gemeinde als selbständige Missionsstation aufzugeben, nicht mehr die Rede sein werde. Von Herzen wünsche ich, daß seine Hoffnungen sich erfüllen, bin aber leider nicht in der Lage, die Punkte anzugeben, worauf sich diese gründen. Im Blick auf das, was hinsichtlich der finanziellen Selbständigmachung unserer kapischen Gemeinden bisher erreicht ist, sind wir vielleicht auch jetzt in der Lage, die Gemeinde Kommaggas wenigstens noch eine Reihe von Jahren mit durchzuziehen, vorausgesetzt, daß von ihrer Seite alles geschieht, was möglich ist, um dem erwünschten Ziele näher zu kommen.

Mir will es aber auch sehr wichtig und nötig erscheinen, daß die Gemeinden nicht nur die Geldmittel für Kirche und Schule aufbringen, sondern daß die Gemeindeorgane auch möglichst

zur Verwaltung der eingehenden Gelder herangezogen werden. Solange europäische Missionare an der Spitze unserer kapischen Gemeinden stehen — und es ist nicht daran zu denken, daß dies in absehbarer Zeit anders werden kann — werden sie auch die Verantwortung für die Verwaltung der Gemeindegelder tragen müssen. Aber es bedeutet mehr als eine Erleichterung der großen Arbeitslast, die auf den Missionaren ruht, wenn die Gemeindevorsteher nach Möglichkeit zu der Verwaltung der kirchlichen Gelder mit herangezogen werden. Das Geringste, was auch jetzt schon von dem Missionar in dieser Hinsicht erwartet werden muß, ist, daß er dem Gemeindevorstand eine allseitige Auskunft über die Verwendung der Gemeindegelder gibt und am Schluß des Jahres in Gemeinschaft mit demselben einen genauen Etat über die voraussichtlichen Einnahmen und Ausgaben aufstellt, der dann der Prüfung und Genehmigung des Vorstandes der kapischen Mission, eventuell auch des Vorstandes in Barmen (der Deputation) bedarf. Diesen Forderungen wurde auf der Worcester Konferenz allseitig zugestimmt. Ich glaube mich nicht in der Wahrnehmung getäuscht zu haben, daß die Gemeinden am opferwilligsten waren, wo der Stationsvorsteher den Kirchenvorstand zur Mitverwaltung der Gemeindegelder am meisten heranzieht resp. demselben am offensten Rechenschaft ablegt.

Vielleicht scheint es dem einen oder anderen Leser, daß ich zu viel Gewicht auf diese Geldfragen lege. Aber ich sehe einen der erfreulichsten Lichtpunkte unserer kapischen Mission in der Opferwilligkeit unserer Gemeinden. Sie zeigen dadurch, daß ihnen das Evangelium etwas wert ist. Umgekehrt wächst ja ohne Zweifel die Liebe und der Eifer für die Sache des Herrn, wenn wir etwas für dieselbe leisten. Es ist geradezu verhängnisvoll, wenn bei der Gründung von heidenchristlichen Gemeinden nicht von vorneherein Bedacht darauf genommen wird, daß die Christen auch zu geldlichen Opfern oder sonstigen Leistungen für ihre kirchlichen Bedürfnisse herangezogen werden. Je mehr wir unsere Christen zur Opferwilligkeit erziehen, um so weniger stehen wir in Gefahr, in unseren Gemeinden unlautere Elemente, sogenannte „Reischristen“ zu bekommen, die durch Übertritt zum Christentum äußere Vorteile erstreben. Endlich ist es ganz unmöglich, daß die europäische Christenheit auf die Dauer für den

Unterhalt der heidenchristlichen Gemeinden aufkommt. Wir müssen weiter vordringen mit dem Evangelium zu denen, die noch nichts davon gehört haben, und ihre Zahl ist nur noch allzugroß. Das kann in desto größerem Maße geschehen, je mehr mit der Zeit unsere älteren Missionsgemeinden sich selbst unterhalten. Deshalb habe ich auf meiner Inspektionsreise in der Kapkolonie diesen Punkt ganz besonders ins Auge gefaßt und mich gefreut über das, was erreicht ist, noch mehr aber darüber, daß unsere Missionare mit Ernst, Eifer und Treue dem hier gesteckten Ziele voller finanzieller Selbständigkeit ihrer Gemeinden zustreben.



3. Unsere eingeborenen Gehülfen in der Kapkolonie.

Das Ziel, durch Gewinnung von eingeborenen Lehrern und Predigern unsere kapischen Gemeinden zur Selbständigkeit und Selbstverwaltung zu erziehen, ist bisher wohl noch nie mit Ernst ins Auge gefaßt worden oder, wenn dies vorübergehend geschehen ist, hat man sehr bald wieder darauf verzichtet, Eingeborene zu Predigern ihres Volkes auszubilden.

Ich glaube, daß sich auch heute noch Stimmen genug erheben werden, die es für töricht erklären, diesem Ziele überhaupt zuzustreben. Der Charakter unsrer Farbigen macht in der Tat die Erziehung zu einer mehr oder weniger selbständigen Gemeindearbeit sehr schwierig. Unser Seminar in Keetmanshoop, wo junge Namachristen, und das in Okahandja, wo christliche Hererojünglinge zu Lehrern ausgebildet wurden, haben aufgegeben werden müssen, weil, trotz des Eifers und der Tüchtigkeit ihrer Leiter, die meisten der daraus hervorgegangenen Zöglinge sich als unbrauchbar erwiesen haben. Kaum minder ungünstig als im Nama- und Hereroland liegen in dieser Beziehung die Verhältnisse in der Kapkolonie, wo wir es mit den an besonderen Charakterschwächen leidenden Bastards zu tun haben.

Weil es uns bisher im Kapland an einem eigenen Gehülfenseminar fehlt, hat die Brüdergemeinde, die ein solches in Gnadental

besitzt, sich immer gerne bereit erklärt, junge Eingeborene aus unseren Gemeinden gegen eine geringe Bezahlung oder auch ganz umsonst in dasselbe aufzunehmen und in sechsjährigem Kursus zum Schuldienst auszubilden. Aber leider haben die von dort kommenden Lehrer, trotzdem das Seminar sehr gut eingerichtet und die Erziehung mit Strenge, Weisheit und Liebe verbunden ist, sich gar nicht oder doch schlecht bewährt, so daß mein Vorschlag, regelmäßig junge Leute nach Gnadental zur Ausbildung zu senden, auf unserer Worcesterer Konferenz gar keine Zustimmung fand. Um so mehr halte ich es aber für notwendig, daß wir selbst Vorkehrungen treffen resp. eine Anstalt errichten, um junge tüchtige Gemeindeglieder aus möglichst gediegenen christlichen Familien weiter auszubilden, damit sie nachher in mancherlei Weise im Dienst der Gemeinden verwertet werden können. Dieser Gedanke fand auf der Konferenz allgemeine Zustimmung, ganz besonders von seiten der eingeborenen Konferenzmitglieder. Doch war es ganz unmöglich, daß wir schon jetzt über die vielen zum Teil sehr schwierigen Fragen, die mit einer derartigen Einrichtung verbunden sind, zu einiger Klarheit und Übereinstimmung kamen. Dazu war der ganze Plan zu neu und zu wenig vorbereitet. So haben wir denn die weitere Verfolgung dieser Angelegenheit einem besonders gewählten Ausschuß übertragen, dem es, wie ich hoffe, gelingen wird, die Sache in die rechte Bahn zu leiten.

Übrigens fehlt es in unseren Gemeinden nicht an eingeborenen Mitarbeitern, die in reichem Segen tätig sind. An den Schulen ist eine große Anzahl eingeborener Kräfte angestellt, die zwar zum Teil mancherlei zu wünschen übrig lassen, zum Teil sich aber auch recht gut bewähren. Ich nenne nur den Lehrer Andreas in Worcester, der unsren dortigen Missionaren ganz unentbehrlich ist. Ihm würde Bruder Eich gern die selbständige Verwaltung der neu zu gründenden Gemeinde in Touwsriver übertragen, wenn nur ein geeigneter Ersatz für die Schule in Worcester zu finden wäre. Ferner denke ich an die Lehrerin Flora in Stellenbosch, die eine Zierde der dortigen Gemeinde ist und von den beiden Brüdern, neben und unter denen sie arbeitet, gleich hoch geschätzt wird. Auch andere eingeborene Lehrer und Lehrerinnen sind schon jahrzehntelang an unseren Schulen tätig, — gewiß ein Zeichen, daß sie sich mehr oder weniger gut be-

währt haben, wenn sie vielleicht auch an Gediegenheit und Tüchtigkeit den beiden vorhin genannten nicht gleichkommen.

Als eingeborene Mitarbeiter sind auch unsere Kirchenvorsteher, die Ältesten und Diakonen, zu nennen. Gewiß besteht hinsichtlich der Tüchtigkeit zwischen ihnen ein sehr großer Unterschied. Einzelne von ihnen geben unseren Missionaren ohne Zweifel sogar viel zu tragen. Hin und wieder hatte ich selbst Gelegenheit, die Verkehrtheit und Mangelhaftigkeit einzelner kennen zu lernen. Aber im großen und ganzen zähle ich die Stunden, die ich in gemeinsamen Sitzungen mit den Kirchenältesten zugebracht habe, zu den schönsten meines Aufenthaltes in der Kapkolonie. Ja, ich habe die Überzeugung gewonnen, daß ohne die treue und gesegnete Mitarbeit der Kirchenältesten unsere Missionare ihre mannigfaltigen Aufgaben gar nicht mehr erfüllen könnten. Die gediegene und ernste Art, womit diese Männer zum großen Teil die inneren und äußeren Gemeindeangelegenheiten besprochen haben, zeigte mir, in wie hohem Maße sie das Wohl der Gemeinde auf dem Herzen tragen. Nie auch werde ich die innigen, warmen Gebete vergessen, in denen die Ältesten vor und nach der Predigt den Segen des Herrn auf die Verkündigung des Wortes Gottes herabflehten. Unter jenen ragen einige durch Treue und Gediegenheit ganz besonders hervor, wie Jakobus Gabrielse in Stellenbosch, Damon in Carnarvon u. a., die zu ihren Stationsmissionaren in einem freundschaftlichen, ja brüderlichen Verhältnis stehen. Außer der Erfüllung ihrer beruflichen Pflichten leisten die Ältesten zum Teil eine nicht geringe freiwillige Mitarbeit in der Gemeinde und auf den Außenplätzen.

Außerdem gibt es aber in den meisten Gemeinden noch eine ganze Anzahl freiwilliger Kräfte, die als Sonntagsschullehrer und -lehrerinnen, als Sammler und Sammlerinnen für Zwecke der inneren und äußeren Mission und in andrer Weise eine reiche und gesegnete Tätigkeit entfalten. Bei meinen Hausbesuchen in Stellenbosch erzählte mir eine Frau, die in einem neuen, sehr schönen und nach europäischem Muster eingerichteten Hause wohnte, daß sie jeden Sonntag mit ihrer Schwester in ihrem besten Zimmer Sonntagsschule halte, die von etwa 100 Kindern besucht werde. Diese ganze Mitarbeit der eingeborenen Kräfte ist in unseren Gemeinden noch sehr wenig organisiert, was ihr vielleicht eine gewisse Ursprünglichkeit und

Frische verleiht, aber doch auf die Dauer schwächend und zersplitternd wirken muß. In der Organisation und größeren Fruchtbarmachung der freiwilligen Mitarbeit der Gemeindeglieder liegt eine Aufgabe, die sich unseren Missionaren ganz von selbst darbietet. Übrigens zweifle ich nicht, daß bei dem regen kirchlichen und religiösen Interesse vieler unserer Gemeindeglieder die Zahl derer immer größer werden wird, denen es Herzensbedürfnis ist, nach besten Kräften beim Auf- und Ausbau der Gemeinde tätig zu sein.

Wo sich aber freiwillige Kräfte zur Mitarbeit in solcher Zahl anbieten und z. T. gut bewähren, sollte es auch nicht unmöglich sein, allmählich einen eingeborenen Lehrer- und Prediger-stand heranzubilden. Gelingt uns dies nicht, so werden wir nie lebenskräftige, gesund sich entwickelnde Gemeinden haben und tragen selbst die Schuld, wenn andere in unsere Ernte kommen und schneiden, wo wir gesäet haben. Ich denke dabei insonderheit an die äthiopische Kirche. Diese hat die Losung ausgegeben: „Emanzipation der farbigen Gemeinden von der europäischen Leitung und Bevormundung.“ Ist auch das Streben der äthiopischen Kirche an sich verfrüht und ungesund, mögen dazu auch die Leiter dieser Bewegung viele moralische und religiöse Mängel an sich tragen, so daß sich bisher offenbar nur der Abschaum einzelner Gemeinden ihr zugewandt hat und die meisten derselben von ihr unberührt geblieben sind, so scheint mir doch das Auftreten dieser Kirche ein Zeichen der Zeit zu sein, das wir nicht unbeachtet lassen dürfen. Ich hoffe daher bestimmt, daß der Vorstand unserer kapischen Mission und die Leitung in Barmen die ernste und wichtige Aufgabe, durch die Gewinnung von eingeborenen Lehrern und Predigern die Gemeinden zur Selbständigkeit zu erziehen, nie mehr aus den Augen verlieren werden. Ohne Zweifel wird diese Arbeit wie überhaupt der Auf- und Ausbau unserer kapischen Missionskirche viel mehr Selbstverleugnung, Glaube, Liebe und vor allem Geduld erfordern, als die Gründung und Sammlung von christlichen Gemeinden aus den Heiden. Ich zweifle aber nicht, daß die vor uns liegende Aufgabe gelöst werden kann und wird, wenn sie nur richtig aufgefaßt wird und wir uns durch mancherlei Enttäuschungen und Mißerfolge nicht irre machen lassen.



4. Die Mitarbeit unserer kapischen Gemeinden an dem Werk der Mission.

Das Thema eines Referats, das auf der Worcesterer Konferenz zu reger Besprechung Anlaß gab, lautete: „Wie können wir unsere Gemeinden zu regerer Mitarbeit an dem Werk der Mission anregen?“ Schon die zur Behandlung gelangende Frage selbst zeigt, daß die kapischen Gemeinden für die Ausbreitung des Reiches Gottes wirken und nur eine noch regere Entfaltung dieser ihrer Arbeit wünschenswert ist. Tatsächlich haben unsere Gemeinden in der Kapkolonie ein weitgehendes Interesse an der Rheinischen Mission, vor allem an deren Arbeit in Afrika. Schon seit einer Reihe von Jahren finden in den einzelnen Gemeinden Sammlungen für unsere Ovambomission statt mit mehr oder weniger gutem Erfolg. Die letztjährige Kollekte ergab etwa 250 Pfd. Strl. = 5000 M. Der Referent über die oben erwähnte Frage meinte, es werde nicht allzu schwer sein, in den Gemeinden jährlich 500 Pfd. Strl. = 10000 M. für die Ovambomission zu sammeln. Es wurde ihm freilich lebhaft widersprochen doch zweifle ich kaum, daß sich dieses Ziel erreichen läßt. An Eifer und Liebe zur Sache fehlt es unseren Brüdern nicht, und die Opferwilligkeit der kapischen Gemeinden ist sehr erfreulich, ja bis zu gewissem Grade staunenswert. Die Gemeinde Worcester bringt jetzt schon allein fast 100 Pfd. Strl. = 2000 M. für die Ovambomission auf. In Carnarvon hält Bruder Biesenbach monatlich Missionsstunden, wobei bisher jedesmal ca. 5 Pfd. Strl. = 100 M. Kollekte eingekommen sind. Dazu beabsichtigt Bruder Biesenbach dem Beispiel der Worcesterer Gemeinde zu folgen und in einzelnen Häusern Missionsopferbüchsen unterzubringen. In Worcester werden außer den Missionsbeiträgen etwa 60 Pfd. Strl. = 1200 M. jährlich für die britische Bibelgesellschaft gesammelt.

Freilich liegen in anderen Gemeinden die Verhältnisse ungünstiger. Die Gründung und der Unterhalt von Filialen, die Arbeiten der inneren Mission, — wie z. B. in Stellenbosch die Anstellung einer Gemeindediakonisse — nehmen die finanziellen Kräfte der Gemeinde oft fast zu sehr in Anspruch. Man muß sich ja auch in dieser Beziehung vor einem Übermaß

hüten und besonders beim Sammeln des Geldes in der Wahl der Mittel vorsichtig sein, obwohl es auch bei unseren kapischen Christen meiner Ansicht nach kaum vorkommt, daß jemand mehr gibt, als er gut entbehren kann. Immerhin sind die Erwerbsverhältnisse in den einzelnen Gemeinden und damit zugleich das Maß der finanziellen Leistungsfähigkeit sehr verschieden. Je mehr es aber unseren Missionaren gelingt, die Gemeinden zur freudigen und freiwilligen Mitarbeit an der Mission anzuregen, um so reicher wird der Segen sein, der auf diese selbst zurückfließt.

Natürlich genügt für diesen Zweck die Sammlung von Missionsbeiträgen nicht. Es gilt, den Missionssinn in den Gemeinden zu beleben und zu mehren. Das ist manchmal in jungen Missionsgemeinden leichter als in den teilweise wenig lebendigen Gemeinden der alten Christenheit. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß jene von vornherein für geistlich lebendig zu halten seien. Wohl werden nur solche Taufbewerber in die Gemeinde aufgenommen, von denen der Missionar überzeugt ist, daß es ihnen ein Ernst ist, dem Heiland nachzufolgen. Aber es darf uns nicht wunder nehmen, daß wie in allen Gemeinden und Gemeinschaften, sich auch in unseren Missionsgemeinden viel Spreu unter dem Weizen findet und manche, die im Anfang „fein liefen", später lau werden und sich nicht so bewähren, wie der Missionar erwartete. Dazu haben wir es in unseren kapischen Gemeinden vielfach schon mit der zweiten und dritten Generation zu tun, also mit solchen, die als Kinder getauft und in der Gemeinde aufgewachsen sind. Auch zeigen, wie mir scheint, die jetzigen Taufbewerber, die in die Gemeinde aufgenommen werden, häufig nicht die ursprüngliche Frische und Glaubensfreudigkeit, die man öfter bei solchen findet, die zuerst die Bande des Heidentums durchbrechen. Es kommt also auch bei unseren heidenchristlichen Gemeinden, um ihren Missionssinn zu wecken, vor allem darauf an, das geistliche Leben durch treue, glaubenskräftige Predigt des Evangeliums und hingebende Seelsorge zu vertiefen; und ich zweifle nicht, daß gerade dies allen unseren Missionaren am meisten am Herzen liegt. Dann aber gilt es doch auch, die Gemeinden immer wieder auf die Missionsarbeit als ihre Christenpflicht hinzuweisen und zugleich durch Mitteilungen aus der

Mission das Interesse dafür wachzurufen. Dies geschieht auch wohl schon in den meisten Gemeinden durch geregelte Missionsstunden und Verbreitung von Missionsschriften. Kurz, die Arbeit unserer Missionare nach dieser Seite deckt sich wesentlich mit der eines Pfarrers in der Heimat, der den Wunsch hat, Missionsliebe in seiner Gemeinde zu entzünden.

Nur haben unsere Missionare die Missionsobjekte viel näher. Es ist ein großer Irrtum, wenn man früher auch im Vorstand unserer Mission angenommen hat, das eigentliche Missionswerk in der Kapkolonie sei abgeschlossen. Tatsächlich ist das nicht einmal in dem Sinne der Fall, daß auf diesem Gebiet auch nur der größere Teil der erreichbaren Nichtchristen unter den Schall des Evangeliums gebracht und in christliche Gemeinden gesammelt worden wäre; und dann beginnt doch erst die schwierigste Aufgabe der Mission, nämlich die allseitige Durchdringung der gesammelten Gemeinden mit den Lebenskräften des Evangeliums. (Eine Statistik liegt mir freilich nicht vor, doch glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß noch lange nicht die Hälfte aller Farbigen in der Kapkolonie auch nur dem Namen nach Christen sind und unter der Pflege der Missionare stehen.) Wir müssen vor allem dahin streben, daß unsere Christen sich als ein Salz und Licht in ihrer heidnischen Umgebung erweisen und es ihnen ein Herzens- und Gebetsanliegen wird, daß die in ihrem Lande wohnenden Heiden alle unter den Schall des Evangeliums gebracht und dem Heiland zugeführt werden. Wer sich ein Urteil hat bilden können über den christlich-sittlichen Stand unserer Gemeinden, der weiß, daß es gerade hieran mannigfach fehlt. Auf der anderen Seite ist aber nicht zu verkennen, daß nicht nur unsere Missionare, sondern auch eine ganze Anzahl ihrer Gemeindeglieder diesen Punkt mit Ernst ins Auge gefaßt haben.

Bei meinen Besuchen in unseren Gemeinden habe ich auf Wunsch unserer Missionare regelmäßig auch einen Missionsgottesdienst gehalten und dabei stets den Eindruck gewonnen, daß die meist sehr zahlreich versammelte Gemeinde nicht nur mit großer, ja unermüdlicher Aufmerksamkeit auf die Berichte aus unserer Mission hörte, sondern auch meine Bitten und Mahnungen, die umwohnenden Heiden nicht zu vergessen, willig aufnahm.

Einzelne unserer Brüder seufzten darüber, daß seit Jahrzehnten keine neuen Gemeinden mehr in der Kapkolonie gegründet würden und unsere dortige Missionsarbeit nach dieser Seite still stehe. „Eine Missionskirche, die sich nicht mehr ausbreitet, hat keine Lebenskraft und muß zerfallen," sagte mir einer unserer Missionare. Als dann auf der Worcesterer Konferenz der Beschluß gefaßt wurde, in Touwsriver und Hexriver, den beiden Filialen von Worcester, einen europäischen Missionar zu stationieren, war die Freude und der Dank gegen den Herrn allgemein und so groß, daß wir die Verhandlungen unterbrachen und gemeinsam ein Loblied anstimmten.

Wenn mich nicht alles täuscht, werden wir in Zukunft noch öfter neue Gemeinden in der Kapkolonie gründen müssen. Die Filialarbeit wird von allen Stationen aus mit Eifer und, ich glaube, mit Erfolg getrieben. Der alte Baum treibt neue Blüten und Früchte. Der Herr gebe, daß der — wie mir scheint, — seit Jahren erwachte Missionseifer nicht erlahme, sondern erstarke und sich vertiefe. Dann ist auch die von unseren Missionaren befürchtete Gefahr endgültig beseitigt, daß der Vorstand in Barmen unsere kapischen Gemeinden an eine der dort bestehenden Kirchen abtrete. Nein, davon darf nicht mehr die Rede sein. Unsere Rheinische Mission hat in der Kapkolonie noch große Aufgaben zu erfüllen. Der reiche Segen, den der Herr uns dort trotz all unserer Fehler und Versäumnisse schon geschenkt hat, sollte uns ermutigen, mit Freudigkeit die vor uns liegenden Aufgaben in die Hand zu nehmen!

5. Die Organisation unserer kapischen Missionsgemeinden und Missionskirche.

Für Verfassungsfragen haben die meisten Missionsfreunde kein oder nur ein geringes Interesse. Es ist wahr: „Bei der Missionsarbeit handelt es sich um Predigt des Evangeliums und Gewinnung von Seelen für unseren gekreuzigten und auferstandenen Heiland;" aber es ist doch auch nötig, die gewonnenen Heiden-

christen in Gemeinden zu sammeln und letztere zusammenzuschließen zu einem einheitlichen Verbande, d. h. zu einer Missionskirche. Die einzelnen Heidenchristen müssen als lebendige Steine zu einem geistlichen Hause zusammengefügt werden. Für das Gedeihen der Missionsarbeit und ihre Zukunft ist deshalb die Frage nach der Verfassung oder Organisation der einzelnen Gemeinden und der gesamten Missionskirche von großer Bedeutung. Wie steht es damit in unserer kapischen Mission?

Die einzelnen Gemeinden haben meines Erachtens eine für den jetzigen Stand der Missionsarbeit ganz befriedigende Organisation. Ordinierte eingeborene Prediger haben wir in der Kapkolonie noch nicht, ja nicht einmal nichtordinierte Predigtgehülfen. An der Spitze jeder Gemeinde steht ein Missionar, in größeren sind es zwei. Dem Missionar ist ein Gemeindevorstand zur Seite gestellt, bestehend aus Ältesten und Diakonen. Die Zahl derselben entspricht durchweg der Größe der Gemeinden. Meines Wissens werden indes in keiner Gemeinde die Vorsteher von dieser selbst oder von einer durch sie eingesetzten Gemeindevertretung gewählt. Tritt in regelmäßigen Zwischenräumen ein Teil der Ältesten und Diakonen von ihrem Amte zurück, so werden die Neuwahlen von den bisherigen Gemeindevorstehern vollzogen. Dieser Brauch mag dem gegenwärtigen Stand der Gemeinden entsprechen, nur kann man nicht sagen, daß so gewählte Vorsteher von vorne herein die Vertrauensmänner der Gemeinde sind. Sie müssen sich erst deren Vertrauen erwerben und werden selten so von der Liebe der ganzen Gemeinde getragen werden wie von dieser selbst gewählte Vorsteher. Sobald es die Verhältnisse zulassen, sollte man nach und nach mit der nötigen Vorsicht einen anderen Wahlmodus einführen, wobei der Wunsch und Wille der Gemeinden mehr zum Ausdruck kommt. Auf diese Weise würden vielleicht auch die unruhigen Geister, die sich hier und da geltend machen, eher zur Ruhe gebracht werden können. Eine Einrichtung, die befremdend erscheinen kann, ist es, daß die Kirchenvorsteher nach einem gewissen Zeitraum nicht nur von ihrem Amt zurücktreten müssen, sondern auch für 1—2 Jahre nicht wieder wählbar sind. Diese Bestimmung ist wohl herübergenommen aus der kapischen holländisch-reformierten Kirche, deren Organisation bei der Bildung unserer Gemeindeordnung mehr oder weniger vorbildlich ge-

wesen zu sein scheint. In kleinen Gemeinden ist jene Bestimmung kaum oder überhaupt nicht durchführbar, und auch für größere scheint sie mir nicht ohne weiteres zweckmäßig zu sein. Gute, brauchbare Kräfte werden auf diese Weise für einige Zeit brach gelegt. An solchen ist aber in unseren jungen Missionsgemeinden kein Überfluß.

An den Ältesten und Diakonen haben unsere Missionare vielfach eine sehr tüchtige und willkommene Hilfe. Unter ihnen habe ich viele angetroffen, die auf mich den Eindruck von Männern in Christo machten. Durchweg tragen sie das Wohl der Gemeinde auf dem Herzen, und die Amtsführung nimmt ihre Zeit und Kraft oft recht in Anspruch. Natürlich ist ihre Verwendung in den einzelnen Gemeinden recht verschieden, was außer von anderen Umständen oft auch von der Gabe des Missionars abhängt, die eingeborenen Kräfte zur Arbeit heranzuziehen. Durchweg besteht zwischen den Missionaren und ihren Gemeindevorständen ein Band des Vertrauens und der Liebe. Wo dieses hin und wieder gelockert worden ist, hat die ganze Gemeinde den Schaden zu tragen.

Die Obliegenheiten der Gemeindevorsteher erstrecken sich viel mehr auf die inneren als äußeren Angelegenheiten. In dieser Beziehung scheint hier das Vorbild der apostolischen Gemeinden mehr erreicht zu sein als in der heimatlichen Kirche. Vor allem in der Seelsorge unterstützen die Ältesten und Diakonen in sehr hohem Maße die Arbeit des Missionars, aber auch durch Wortverkündigung wirken sie mannigfach für die Erbauung der Gemeinde, besonders auf den Außenplätzen. Ich habe manche Ansprache von Gemeindevorstehern gehört, die gewiß den Zuhörern zum Segen gewesen ist. Natürlich werden sie ebenfalls bei äußeren Gemeindeangelegenheiten, z. B. bei der Sammlung von kirchlichen Beiträgen und mancherlei anderen Dienstleistungen in Anspruch genommen. Daß sie auch bei der Verwaltung der Gemeindegelder in höherem Maße als bisher mit tätig sein sollten, habe ich schon bei anderer Gelegenheit ausgeführt. Je mehr es gelingt, die eingeborenen Vorsteher in allen Zweigen der Gemeindeverwaltung zu verwenden, um so näher kommen wir dem erwünschten Ziele der Selbstverwaltung der heidenchristlichen Gemeinden. Daß die Ältesten und Diakonen ein Verständnis für

die Bedürfnisse der Gemeinden haben, habe ich bei den mannigfachen Beratungen mit ihnen, vor allem aber auf unserer Worcesterer Konferenz, gesehen, wo sie nicht nur mit Eifer und Liebe den Verhandlungen folgten, sondern auch vielfach mit in dieselben eingriffen und sie durch ihren Rat oft recht förderten. Bei Gelegenheit dieser Konferenz haben sie in einer besonderen Beratung den Beschluß gefaßt, noch mehr als bisher die Arbeit ihrer Missionare auf den Außenplätzen zu unterstützen.

Auf unserem kapischen Missionsgebiet steht auch die Schule in organischer Verbindung mit den Kirchengemeinden. Auf jeder einzelnen Station haben wir eine mehr oder weniger entwickelte Missionsschule. An deren Spitze steht vielfach eine europäische Lehrkraft. Dies entspricht unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß dem Interesse der Schule, da der von Europäern geleitete Unterricht höhere Resultate erzielt. Man sollte aber dahin streben, daß, soweit dies ohne wesentliche Schädigung der Schule geschehen kann, nur eingeborene Gemeindeglieder darin Verwendung finden. Das würde zur Selbständigmachung der Gemeinden sehr beitragen. Leider führen der Mangel an geeigneten eingeborenen Kräften und die unliebsame Erfahrung, die man in der Regel mit solchen gemacht hat, immer wieder dazu, europäische Lehrer und Lehrerinnen anzustellen, soweit die vorhandenen Geldmittel dies zulassen.

Sonstige organisierte Gemeindeämter als die genannten gibt es meines Wissens nicht; wohl aber findet eine zum Teil weitgehende und gesegnete freiwillige Mitarbeit einzelner Gemeindeglieder statt, die aber, weil sie der Organisation entbehrt, hier nicht weiter zu beschreiben ist. Erwähnt sei noch, daß in Stellenbosch eine europäische Gemeindediakonisse tätig ist, die von der Gemeinde unterhalten wird, und auf deren treuer Wirksamkeit offenbar reicher Segen ruht. In anderen Gemeinden hat dieses Beispiel keine Nachahmung gefunden, wohl hauptsächlich, weil sie die dazu erforderlichen Mittel nicht aufbringen konnten oder wollten. Hieran scheiterte auch die Aussendung einer zweiten Diakonisse. Sie ist ganz aus unserem Missionsverband ausgetreten. Mir erscheint überhaupt die Aussendung europäischer Gemeindeschwestern oder Krankenpflegerinnen nur unter der Bedingung wünschenswert, daß sie es sich angelegen sein lassen, ein-

geborene Frauen oder Jungfrauen zur Mitarbeit in den Gemeinden heranzuziehen.

Was nun nach obigen Ausführungen von der Organisation der einzelnen Gemeinden gilt, daß sie dem gegenwärtigen Stand unserer Missionsarbeit gemäß im wesentlichen als durchaus befriedigend bezeichnet werden kann, das läßt sich von der Organisation unserer kapischen Missionskirche oder dem Verband unserer Missionsgemeinden in der Kapkolonie nicht sagen. Ein solcher Verband besteht überhaupt nicht oder doch nur in geringem Maße. Bei meinen Besuchen in den einzelnen Gemeinden stand ich immer wieder unter dem Eindruck, daß wir es in der Kapkolonie mit einer Anzahl mehr oder weniger independenter Gemeinden zu tun haben, aber keine Missionskirche besitzen. Hier ist eine Wandlung dringend notwendig, wenn unsere kapischen Gemeinden vor schwerem Schaden bewahrt werden sollen. Jetzt hängt der gedeihliche Zustand derselben zu sehr von den einzelnen jeweilig an ihrer Spitze stehenden Missionaren und deren individuellen Anschauungen ab. In einer unserer Gemeinden hatte der Missionar kurz vor meiner Ankunft einen neuen Katechismus eingeführt, ohne sich darüber mit sonst jemand als dem Vorstand seiner Gemeinde zu beraten. Daß sich die Gemeindevorsteher in der Regel von der höheren Einsicht des Stationsleiters bestimmen lassen, braucht dabei nicht gesagt zu werden. In einer anderen Gemeinde erklärte der Missionar seinem Kirchenvorstand, ihm allein stehe die Bestimmung über das Gemeindevermögen und dessen Verwaltung zu, obwohl dieses völliges Eigentum der Gemeinde war. Ich zweifle nicht an der guten Absicht der beiden Brüder. Sie hatten ohne Frage das Wohl ihrer Gemeinden im Auge. Aber derartige Vorkommnisse zeigen, in welchem Maße die Gemeinden, wenn keine feste Organisation vorhanden ist, eventuell von der Eigenart und eigenmächtigen Bestimmungen ihrer Missionare abhängig sein können.

Zwar fehlt es nicht überhaupt an einer Organisation unserer kapischen Missionskirche, aber sie besteht doch mehr oder weniger nur dem Namen nach. Der an der Spitze stehende Vorstand, welcher der Missionsdeputation in Barmen unterstellt ist, zählt 4 Mitglieder, den Präses oder Superintendenten, den Vizepräses, Scriba und Assessor. Vielleicht wäre es bei der geringen Anzahl unserer

kapischen Gemeinden besser, die Zahl der Vorstandsmitglieder auf 3 zu beschränken. Den Superintendenten oder Präses bestimmt die Deputation, während die drei übrigen Vorstandsmitglieder von der Konferenz gewählt werden.

Zu der Konferenz, die alle zwei Jahre zusammentritt, gehören sämtliche rheinische Missionare der Kapkolonie und je ein Mitglied der Kirchenvorstände aller Gemeinden. Schon dadurch, daß die Konferenz so selten stattfindet, ist ihre Wirksamkeit sehr unterbunden. In Worcester haben wir jährliche Konferenzen wenigstens in Aussicht genommen. Übrigens würde die soeben beschriebene Organisation unserer kapischen Kirche vollkommen genügen und sehr segensreich sein können, wenn sie nur recht in Kraft träte; aber nach dem Eindruck, den ich gewonnen habe, handelt jeder Missionar in der Kapkolonie nach eigenem Gutdünken.

Die Deputation in Barmen kann unter den jetzigen Verhältnissen die Oberleitung nur so weit ausüben, als sie über Geldmittel zu verfügen hat oder die Aussendung bezw. Versetzung von Persönlichkeiten in Betracht kommt. Sollen dabei von ihrer Seite nicht große Fehler gemacht werden, so müssen wir einen tieferen Einblick in das Gemeindeleben haben, als es uns jetzt möglich ist. Dies läßt sich erreichen durch treue, eingehende Berichterstattung der Missionare sowie durch regelmäßige Kirchenvisitationen seitens des Superintendenten oder eines anderen Mitgliedes des kapischen Vorstandes. Alle 2—3 Jahre müßte in jeder Gemeinde eine Visitation stattfinden. Sie würde von den Missionaren nicht als eine Last, sondern vielmehr als eine Erleichterung und ein Segen empfunden werden, falls sie im rechten Geiste der Liebe und des Vertrauens stattfindet. Ferner wäre erforderlich, daß vor Schluß des Jahres seitens des Kirchenvorstandes jeder Gemeinde Etats aufgestellt würden, die der Genehmigung des kapischen Kirchenvorstandes unterworfen und entweder stets oder doch auf besonderen Wunsch der Deputation in Barmen vorzulegen wären. Natürlich müßten außerdem nach wie vor am Ende des Jahres Kirchenrechnungen mit den nötigen Belegen dem kapischen Vorstand und eventuell der Deputation zur Genehmigung übersandt werden.

Auf diese Weise würde die Wirksamkeit und der Einfluß des Vorstandes der kapischen Mission wesentlich gehoben und erweitert und ein viel engerer Zusammenschluß unserer Gemeinden erreicht werden. Ich verkenne nicht, daß die Ausführung dieser Vorschläge mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; vor allem wird sie durch die weiten Entfernungen erschwert. Wenn aber nur erst die Erkenntnis vorhanden ist, daß wir auf dem beschriebenen Wege vorgehen müssen, so zweifle ich nicht, daß die vorhandenen Hindernisse überwunden werden — zum Segen für unsere kapischen Gemeinden, zum Segen vor allem für unsere Missionare. Je mehr sich diese in ihrer schweren und verantwortungsvollen Arbeit von der Gemeinschaft, in der sie stehen, getragen und unterstützt wissen und je mehr ihnen durch die Genehmigungen und Visitationen des Vorstandes die persönliche Verantwortung erleichtert und in einzelnen Punkten genommen wird, mit um so größerer Freudigkeit werden sie wirken können.

Soll ich noch meine Ansicht über die Stellung der Deputation in Barmen zu der organisierten Missionskirche aussprechen, so wird deren Wirksamkeit als Aufsichtsbehörde um so sicherer und deshalb segensreicher sein, je mehr die eigentliche Leitung und Verantwortung dem auf dem Missionsgebiete eingesetzten Vorstand überlassen bleibt und sie nur in dem Fall vorgeht, wo es wirklich nötig ist. Greift die Deputation zu schnell und zu viel ein, so ist sie einerseits vor mannigfachen Fehlern nicht sicher, andererseits nimmt sie den Mitgliedern des Vorstandes auf dem Missionsgebiet ihre Arbeitsfreudigkeit und schwächt ihre Autorität. Natürlich kommt es sehr an auf die Qualifikation, d. h. die Gabe der Leitung seitens der Mitglieder des Vorstandes, vor allem des Superintendenten. Die geeigneten Männer voll heiligen Geistes und Kraft muß freilich der Herr geben. Diesen aber steht dann das Recht zu, auf das uns Jakobus 1, V. 5 hinweist, wie denn überhaupt auch in der Gemeinde- und Kirchenleitung selbstverständlich alles abhängt vom Segen des Herrn der Kirche, welcher deren oberster Leiter ist und bleibt.

6. Die politische, soziale und ökonomische Lage unserer kapischen Gemeinden.

„Politik und Mission müssen unvermischt bleiben.“ „Der Missionar darf unter keinen Umständen ein politischer Parteimann sein.“ Diesen Sätzen stimmen, wie ich selbst, wohl auch alle unsere Missionare in der Kapkolonie unbedingt zu, was sich deutlich bei unseren Konferenzverhandlungen in Worcester gezeigt hat. Immerhin ist es aber für unsere Missionsarbeit in keiner Weise gleichgültig, wie die politische Lage und die damit in Zusammenhang stehenden sozialen und ökonomischen Verhältnisse unserer Gemeindeglieder sind. Es wird nicht möglich sein, eine große Schar Getaufter, die rechtlos, verachtet und verarmt sind, zu einer blühenden Gemeinde oder gar selbständigen Kirche zusammenzuschließen, was doch das Ziel unserer Missionsarbeit sein muß. Es ist deshalb für die Missionsgemeinde ohne Frage von Interesse, etwas über die politische und soziale Lage unserer Gemeindeglieder in der Kapkolonie zu erfahren. Ich kann natürlich nur die Eindrücke, die ich gewonnen habe, wiedergeben. Zeit und Gelegenheit fehlte mir, um die dortigen Verhältnisse eingehender zu studieren.

Was zunächst die politische Lage unserer farbigen Gemeindeglieder in der Kapkolonie betrifft, so ist dieselbe meines Erachtens den Umständen nach durchaus befriedigend. Es wäre ohne Frage politischer Doktrinarismus, wollte man wenigstens zur Zeit für dieselben mehr politische Rechte in Anspruch nehmen, als sie in der durchweg nach liberalen Grundsätzen regierten Kapkolonie genießen.

Ganz anders verhält es sich mit der sozialen Stellung der Eingeborenen, wenn dieselbe auch wesentlich besser ist als in manchen anderen Kolonien, z. B. in Südwestafrika. Dort ist der Eingeborene für eine sehr große Zahl der Ansiedler nur dazu da, um sich von ihnen nach Willkür gebrauchen zu lassen. Die deutsche Regierung schützt ihn freilich vor allzu groben Mißhandlungen, muß sich aber auch oft dafür Tadel und Anfeindung von eigensüchtigen Kolonisten und Kaufleuten gefallen lassen. Zur Hebung der äußerst niedrigen und verachteten sozialen Stellung der Eingeborenen in Deutsch Südwest-Afrika ist bisher meines Wissens so gut wie nichts geschehen. Auch die mannigfachen Bemühungen

unserer Missionare in dieser Hinsicht haben bisher nur den Erfolg gehabt, daß sie dem Haß und der Verachtung vieler weißer Bewohner der Kolonie ausgesetzt sind.

In der Kapkolonie unterstützt wenigstens die Regierung in entgegenkommendster Weise alle Bestrebungen, vorzüglich die der Missionsgesellschaften, die soziale Stellung der Eingeborenen durch geordneten Unterricht zu heben. Freilich gehen bisher die Schulen für Eingeborene durchweg nicht weiter als bis zum sogenannten IV. standard, d. h. bis zu einer ziemlich guten Elementarbildung. Leider besuchen die meisten Kinder unserer Gemeindeglieder nicht einmal die Schule bis zur Vollendung des Unterrichts, weshalb auch die Regierung zunächst wenig Anlaß zu einer Weiterführung der Schulen hat, ganz abgesehen davon, daß die Afrikanderpartei im Parlament dies mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde. Immerhin werden Stimmen in unseren Gemeinden laut, die dringend eine weitergehende Bildung der Kinder wünschen. Auf unserer Konferenz in Worcester haben unsere eingeborenen Ältesten diesen Wunsch zum Teil sehr lebhaft geäußert. Als ich vor meiner Abreise diese Angelegenheit mit dem Leiter des Unterrichtswesens in Kapstadt besprach, habe ich von seiner Seite ein solches Entgegenkommen gefunden, wie ich es nur wünschen konnte. Ich kann auch der Meinung nicht beipflichten, daß für die Regierung die Schulen nur mehr oder weniger den Zweck hätten, die Eingeborenen zu entnationalisieren und ihnen die englische Sprache beizubringen. Freilich wird in allen Schulen das Englische gelehrt, aber die Unterrichtssprache ist holländisch; auch haben einige Schulinspektoren es den Leitern unserer Missionsschulen anheimgestellt, nur eine Sprache, die holländische oder englische, zu lehren. Die Eingeborenen wünschen aber durchweg, daß ihre Kinder das Englische lernen. In der Kapkolonie ist dies die Sprache der Gebildeten, und die Kenntnis desselben erleichtert wesentlich das Fortkommen der Eingeborenen. Ich stehe unter dem bestimmten Eindruck, daß die Regierung durch den Schulunterricht die soziale Stellung der Eingeborenen heben will und es tatsächlich tut.

In unseren Gemeinden habe ich denn auch eine Reihe Eingeborener getroffen, die in sozialer Hinsicht sich soweit emporgearbeitet haben, als es unter den gegebenen Verhältnissen

oglich ist. Die Zahl derselben würde noch wesentlich größer
in, wenn nicht die Neigung zum Trunk in vielen Fällen die
ziale Entwicklung hemmte. Aber trotz dieser erfreulichen Einzel-
scheinungen ist im wesentlichen die soziale Stellung der Ein-
borenen denkbar ungünstig. Zwischen der weißen und farbigen
evölkerung besteht bis heute eine scheinbar unüberbrückbare Kluft.
as alte Vorurteil der holländisch redenden Bevölkerung, daß die
amiten oder Kanaaniter keinen Anspruch auf volle Menschen-
echte haben, gilt heute noch in vollem Umfange. Ernste, ent-
chieden gläubige Glieder der holländisch-reformierten Kirche, die
ch gesprochen und als durchweg treue und hingebende Missions-
reunde kennen und schätzen gelernt habe, waren darin eins, daß
von einer sozialen Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen
für alle Zeit nicht die Rede sein dürfe. Mir wollte es oft so
cheinen, als ob selbst zum Teil unsere Missionare bei aller Liebe
und Hingabe an die Arbeit unter den Eingeborenen doch von
diesem allgemeinen Vorurteil mit beeinflußt seien. So hatte sich
z. B. auf den Konferenzen die Gewohnheit herausgebildet, daß
die Missionare an einem besonderen Tisch saßen, während sich die
Ältesten zusammen an einem anderen Platze niederließen. Auf
Vorschlag eines unserer Missionare setzte sich nun aber auf der
Worcesterer Konferenz jeder Älteste zu seinem Stationsmissionar,
und ich glaube, daß alle Konferenzteilnehmer diese Neuerung mit
Freuden begrüßt haben.

Die Annahme, daß die Eingeborenen durch zu freundliches
Entgegenkommen anmaßend würden, scheint mir in der Regel
nicht zuzutreffen. Ich glaube, das Gegenteil beobachtet zu haben.
Es ist jedoch durchaus nicht meine Meinung, daß alle sozialen
Unterschiede zwischen der farbigen und weißen Bevölkerung mit
einem Schlage sollten beseitigt werden. Das wäre sehr unweise
und würde niemand mehr schädigen als die Eingeborenen selbst.
Aber die Mission muß doch unbedingt mit der Heiligen Schrift
die Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren und diesem Grund-
satz gemäß handeln, indem sie mit allen berechtigten Mitteln
allmählich und auf naturgemäße Weise die soziale Hebung der
eingeborenen Christen anstrebt. Ich habe auch den bestimmten
Eindruck, daß wir trotz aller entgegenstehenden Hindernisse lang-
sam, aber sicher weiterkommen, ja, daß es sehr schwer oder un-

möglich sein würde, den sozialen Fortschritt der eingeborenen Bevölkerung dauernd zu hemmen.

Mit der sozialen steht die ökonomische Lage unserer Gemeindeglieder in engstem Zusammenhang. Diese ist in der Kapkolonie als durchaus günstig zu bezeichnen. Vor allem in unseren größeren, mehr oder weniger dem Verkehr erschlossenen Gemeinden können die Eingeborenen bei Fleiß und Nüchternheit zu einer durchaus befriedigenden ökonomischen Lage, ja, zu gutem Wohlstand gelangen. Ich habe Häuser von Eingeborenen betreten, die bezüglich der innern Einrichtung den besseren europäischen Wohnhäusern in nichts nachstehen. Meinen Ochsenwagen hat ein Glied der Gemeinde Worcester verfertigt, der außer seiner sehr einträglichen Wagenbauerei noch ein eigenes Bauerngut besitzt und bewirtschaftet. Wirklich drückende Armut gibt es in unseren Gemeinden wohl nur in geringem Maße. Fast überall ist der Eingeborne wenigstens in der Lage, seinen und der Seinen Lebensunterhalt hinreichend zu verdienen. Die Bestrebungen unserer Missionare und zum Teil auch der kapischen Regierung, die ökonomische Lage der Eingeborenen zu heben, sind sehr anerkennenswert. Von den segensreichen Bestrebungen auf unseren Missionsinstituten ganz zu schweigen, hat Missionar Eich in Worcester eine sehr viele Mitglieder zählende Krankenkasse eingerichtet; Missionar Weber in Stellenbosch hat durch Ankauf eines nicht zu weit entfernten Bauerngutes eine ziemliche Anzahl seiner Gemeindeglieder in den Stand gesetzt, ohne allzu große Schwierigkeit ein eigenes schuldenfreies Besitztum zu erwerben; Missionar Biesenbach in Carnarvon ist bemüht, möglichst viele sogenannte „Erben" in den Besitz seiner Gemeindeglieder zu bringen und denselben zu erhalten. Die kapische Regierung sucht die Farbigen dadurch zur Sparsamkeit zu veranlassen, daß sie mit jedem der zahlreichen Postämter eine Sparkasseneinrichtung verbindet, die meines Wissens jedermann zugänglich ist.

Gleichwohl fehlt es auch auf dem ökonomischen Gebiet nicht an bitterer Not im einzelnen. Manche unserer Gemeindeglieder, die bei den Bauern im Dienst stehen, sind wohl zumeist durch selbstverschuldete Verlegenheit bei ihren Brotherrn in Schulden und dadurch in fast sklavische Abhängigkeit von diesen geraten, so daß sie oft für Hungerlöhne arbeiten müssen, ohne alle Aussicht, je aus den Schulden und ihrer unwürdigen Lage herauszukommen. Viele Ein-

geborene, die auf diese oder ähnliche Weise von den Bauern abhängig geworden sind, werden dadurch gehindert, den Taufunterricht und die Kirche zu besuchen, können also keine Christen werden. Irre ich nicht, so bahnt sich auch in dieser Richtung eine Besserung an; doch ist es meines Erachtens die Pflicht der Mission, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln jene Mißstände vollständig beseitigen zu helfen.

Höchst bedeutsam und für unsere Gemeinden wichtig ist die Wohnungsfrage. Sehr viele Wohnungen unserer Gemeindeglieder — sogar auf unseren Instituten — schienen mir durchaus ungenügend, zumal da sich vielfach nicht einmal besondere Schlafräume für beide Geschlechter vorfinden. Eine Änderung dieses Mißstandes wird zwar schon angestrebt, muß aber noch in viel weitgehenderem Maße erzielt werden. Schlimm wird für die Farbigen vielfach die Wohnungsnot an den größeren Plätzen, vor allem in Stellenbosch und wohl auch in etwa in Worcester. Der Gedanke unseres Bruders Weber, in Stellenbosch eine Baugesellschaft zur Errichtung von zweckentsprechenden, gesunden und nicht zu teuren Wohnungen für Eingeborene zu gründen, hat mich sehr angesprochen. Das sittlich-religiöse Leben unserer Gemeindeglieder wird gewiß eine wesentliche Hebung erfahren, wenn es gelingt, in höherem Maße als bisher, geeignete Wohnungen für sie zu beschaffen.

Ohne Frage wird aus den obigen Ausführungen über die politische, soziale und ökonomische Lage der Eingeborenen der Leser den Eindruck gewinnen, daß dieselbe in engster Beziehung zur eigentlichen Missionsarbeit steht und daß die Zukunft unserer Gemeinden von der Lösung der hier vorliegenden ernsten und großen Aufgaben wesentlich mitbedingt ist.



7. Die Konferenz unserer Missionare in Worcester.

Vom 16.—22. Februar fand in Worcester, der größten Gemeinde unseres kapischen Missionsgebietes, eine Konferenz aller in der Kolonie tätigen rheinischen Missionare statt. Sie bedeutete für mich einen vorläufigen Abschluß meiner mannigfaltigen Arbeit

in den südlichen Gemeinden der Kapkolonie; und mit Dank gegen den Herrn sehe ich — wie wohl alle Teilnehmer an der Konferenz — auf die Tage brüderlicher Gemeinschaft zurück. Seit vielen Jahren war es allen unseren Brüdern wieder zum ersten Male möglich, sich zu einer Konferenz zu versammeln. Auch hatten die meisten Missionare noch einen Ältesten, einige sogar zwei mitgebracht, von denen natürlich nur einer Stimmrecht hatte, doch wurden die andern gern als Gäste zugelassen. Gerade für unsere eingeborenen Mitarbeiter sind diese Konferenzen von ganz besonderer Wichtigkeit. Sie bezeugten es auch immer wieder, wie bedeutsam und segensreich die Konferenzverhandlungen für sie seien. Die Kapkolonie ist wohl von unseren Missionsgebieten das einzige, wo die Ältesten als vollständig stimmberechtigte Mitglieder an der Konferenz teilnehmen. Sowohl dies als auch die Tatsache, daß unsere meisten kapischen Gemeinden sich selbst unterhalten, ist ein bedeutsames Zeichen, daß der Herr uns in der Kapkolonie reichgesegnete und lebenskräftige Gemeinden geschenkt hat.

Von dem reichen Leben unserer kapischen Gemeinden, ihren mannigfaltigen Veranstaltungen und Bedürfnissen legten dann auch die Verhandlungen Zeugnis ab.

Eingeleitet wurde die Konferenz am Montag abend durch eine Eröffnungspredigt des alten, ehrwürdigen Missionar Dönges aus Konkordia über Luk. 19, 1—10. Er betonte besonders, daß der Sohn des Menschen, der gekommen sei, das Verlorene zu suchen, uns hierdurch das rechte Vorbild für die Missionsarbeit gegeben habe.

Am zweiten Konferenztage hielt zunächst der Superintendent unserer kapischen Mission, Bruder Eich in Worcester, eine Ansprache an die Versammlung und wies vor allem darauf hin, daß seit der letzten Konferenz vor 2½ Jahren die Kriegsnot über Südafrika hereingebrochen sei, wir aber im ganzen viel Grund hätten, dem Herrn zu danken, daß er die Gemeinden nicht nur geschont, sondern auch in dieser Zeit mannigfach gesegnet habe; seien doch im letzten Jahre mehr Seelen aus den Heiden getauft worden als je zuvor, nämlich 300. Dann fand eine kurze Gebetsstunde statt, in der außer Missionar Eich drei unsrer Ältesten in inniger und herzlicher Weise den Herrn um seinen Segen für unsre Verhandlungen anflehten.

Konferenz im Kapland.

Den ersten Gegenstand unsrer Beratungen bildete die Kirchenzuchtfrage, die für unsere Gemeinden von großer Wichtigkeit ist. Einstimmig erklärte man sich für eine ernste Kirchenzucht, die aber unbedingt stets im Geiste der Liebe Jesu ausgeübt werden müsse. So wurde denn außer einigen anderen harten und unnötigen Maßregeln das Läuten der Totenglocke beim Ausschluß von Gemeindegliedern abgeschafft. —

Am Nachmittag wurde über die Bedeutung der äthiopischen Kirche verhandelt und über die Gefahren, die von ihrer Seite unseren Gemeinden drohen. Diese Kirche hat den Grundsatz, alle Mitarbeit von Europäern in den farbigen Gemeinden auszuschließen. Es wurde festgestellt, daß sie bisher nur in einer unserer Gemeinden, Worcester, Eingang gefunden, aber auch hier nur den Abschaum der Gemeinde für sich habe gewinnen können. Die meisten Glieder der Konferenz hielten die von dieser Kirche drohende Gefahr für nicht allzu groß; ein offensives Vorgehen sei auf jeden Fall verfehlt. Es gelte, das Band zwischen Gemeindegliedern, Ältesten und Missionaren recht zu festigen und nach wie vor mit aller Treue zu arbeiten — namentlich durch eifrige Verkündigung des Evangeliums; dann hätten wir nichts zu befürchten.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit hielt Missionar Biesenbach von Carnarvon einen Vortrag über das Thema: „Was kann geschehen, um den Missionssinn in unseren Gemeinden zu heben?“ Daß ein solcher schon vorhanden ist, beweist die bereits früher erwähnte Tatsache, daß im letzten Jahre unsere kapischen Christen für die Ovambomission fast 5000 M. aufgebracht haben. Der Berichterstatter hielt aber dafür, daß sich die Missionsliebe noch sehr vermehren lasse, und sprach die Hoffnung aus, in absehbarer Zeit würden die Gemeinden wenigstens die doppelte Summe aufbringen. Andere Mitglieder der Konferenz machten dagegen geltend, daß unsre Gemeinden fast alle Auslagen für Kirche und Schule bestreiten müßten und immer wieder durch neue Ausgaben in Anspruch genommen würden. Sie glaubten daher, daß Missionar Biesenbach das Ziel etwas zu hoch gesteckt habe, da man doch die durchweg armen Gemeindeglieder nicht zu sehr belasten dürfe. Darin waren aber alle — auch die Ältesten — einig, daß noch mehr als bisher geschehen könne und müsse.

Gerade für die Gemeinden sei es segensreich, wenn in ihnen der Missionssinn und die Missionsliebe geweckt und vertieft werde.

Eine sehr ernste Frage beschäftigte uns am Mittwoch morgen, über die Missionar Kreft referierte. Sie lautete: „Was kann geschehen, um dem Trinken unsrer Gemeindeglieder entgegenzuarbeiten?“ Zu welchen Resultaten die Verhandlungen über diesen Punkt führten, und welche Maßregeln seitens der Konferenz getroffen wurden, um jenem großen und verhängnisvollen Übel entgegenzuwirken, ist schon bei anderer Gelegenheit mitgeteilt.

Am Nachmittag wurde die wichtige Frage behandelt: „Wie gewinnen wir Lehrer und Lehrerinnen aus unsren Gemeinden für unsere Missionsschulen, eventuell auch solche, die als Gehülfen unsrer Missionare in den Gemeinden tätig sein können?“ Obige Frage berührt wohl den schwächsten Punkt in unserer kapischen Mission. Man hat es zur rechten Zeit versäumt, Einrichtungen zur Ausbildung eingeborener Gehilfen zu treffen. Je länger, desto schmerzlicher macht sich dieser Mangel fühlbar; vor allem leiden unsere Missionsschulen darunter. Der Versuch, junge Leute aus unseren Gemeinden in den hier im Lande gegründeten Anstalten anderer Missionsgesellschaften ausbilden zu lassen, ist leider bisher stets fehlgeschlagen. Allgemein wurde betont, daß unbedingt in irgend einer Weise Fürsorge getroffen werden müßte, um die begabteren Kinder in unseren Gemeinden weiter auszubilden und aus ihnen solche zu gewinnen, die Lust und Liebe und inneren Beruf zur Lehrtätigkeit hätten. Die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten sind freilich sehr groß. Vor allem wird es sich darum handeln, die nötigen Gelder aufzubringen und den richtigen Leiter für eine solche Schule zu gewinnen. Doch im Vertrauen auf den Herrn beschloß die Konferenz, in der Sache vorzugehen, und übertrug die Angelegenheit einer Kommission von vier Missionaren.

Am Donnerstag morgen verhandelten wir das ebenfalls sehr wichtige Thema: „Wie können wir die Ältesten zur Verwaltung ihrer eigenen Gemeindeangelegenheiten und auch zu den Konferenzen mehr als bisher heranziehen?“ Missionar Weber aus Stellenbosch hielt über diese Frage, die ihm besonders am Herzen liegt, einen inhaltsreichen Vortrag, der allgemeine Zustimmung fand. Schon seit Jahren sind die Ältesten zur Verwaltung der

Gemeindeangelegenheiten immer mehr herangezogen worden. Es gilt, in dieser Richtung noch weiter fortzuschreiten. Da die meisten unserer Gemeinden die Gelder zu ihrem Unterhalt vollständig freiwillig aufbringen, ist es selbstverständlich, daß die Ältesten dieselben auch verwalten müssen, natürlich unter Leitung des Missionars. Ebenso sollte in allen anderen Gemeindeangelegenheiten der Missionar möglichst nur in Übereinstimmung mit seinen Ältesten vorgehen. Wo dies geschieht, hat es sich als sehr segensreich erwiesen. Auch die Teilnahme der Ältesten an unseren Konferenzen hat unsre Beratungen in keiner Weise behindert, vielmehr hatten wir oft Ursache dankbar zu sein, wenn wir die vielfach recht gesunden Anschauungen dieser farbigen Leute, die mitten im Gemeindeleben stehen, hören konnten.

Eine große Freude, ja Begeisterung rief, wie schon anderwärts erzählt, der von der gesamten Konferenz gefaßte Beschluß hervor, in Touws River und De Doorns, die bisher Filiale von Worcester sind und sich in aufblühendem Zustande befinden, einen europäischen Missionar zu stationieren und sie damit zu einer Hauptstation zu erheben. Seit Jahrzehnten ist hier in der Kolonie von unserer Gesellschaft keine neue Hauptstation gegründet worden. Daher waren alle Herzen voll Lob und Dank gegen den Herrn, daß er uns diesen Segen hat zu teil werden lassen; und dieser Stimmung wurde Ausdruck gegeben durch den Gesang: Nun danket alle Gott.

Etwas länger beschäftigte uns die sogenannte Landfrage unserer drei Gemeinden in Klein-Namaland. Die dortigen Verhältnisse sind bereits anderwärts dargelegt. Der Gedanke, das Land, das zur Zeit gemeinsamer Besitz der Gemeinde ist, in sogenannte Erben zu teilen und an die Gemeindeglieder abzugeben, wird von diesen mit Entschiedenheit abgewiesen. Doch gelang es auch in dieser Angelegenheit zu einer gewissen Übereinstimmung zu kommen; und wir haben die Hoffnung, daß die Regierung Schritte tun wird, die zur Förderung jener beiden Gemeinden gereichen.

An diesem Tage sah ich mich veranlaßt, der Konferenz meinen Schmerz darüber zu äußern, daß für die zahlreichen Mohammedaner im Lande so gut wie nichts geschehe. Es wurde mir zwar entgegengehalten, daß es doch nicht so ganz an Be-

mühungen fehle, um diese Leute für das Evangelium zu gewinnen, daß dagegen die Arbeit unter ihnen ganz besonders schwierig sei. Aber einmütig sprach sich die Konferenz dahin aus, es sei äußerst wünschenswert, in Kapstadt einen sehr tüchtigen, gründlich ausgebildeten und von der Liebe Christi erfüllten Missionar zu stationieren, der vor allem unter den Mohammedanern arbeiten, sich aber auch zugleich unserer dort lebenden Gemeindeglieder annehmen solle. Hier bereitet indes die Geldfrage die allergrößte Schwierigkeit; doch hoffen wir einen Weg zu finden, auf dem auch diese dringende Angelegenheit geordnet werden kann.

Am Freitag morgen berieten die Ältesten in einer Privatsitzung über die Frage: „Wie können die Gemeindevorsteher in der Arbeit auf den Außenplätzen ihren Missionar noch mehr wie bisher unterstützen?“ Alle erkannten an, daß sie nach dieser Seite noch eine große Aufgabe hätten, und sprachen ihre Ansichten und Wünsche hinsichtlich derselben aus.

Die Missionare hatten unterdes mit mir eine Beratung, bei der mehr persönliche Angelegenheiten erledigt wurden. Auch während dieser Sitzung waltete unter uns der Geist der Liebe, so daß alles in Einmütigkeit geordnet wurde. Der wichtigste der gefaßten Beschlüsse betraf eine Emeritenordnung, die festsetzte, daß in der Regel mit dem 70. Jahre der Missionar sein Amt niederlege. Zwei anwesende Brüder, die schon über 70 Jahre zählten, erklärten, daß diese Ordnung sie zwar sehr schwer treffe, sie aber dieselbe als vollständig gerechtfertigt ansehen müßten.

Aus den sonstigen sehr zahlreichen Beratungsgegenständen, die ebenso in völliger Einmütigkeit erledigt wurden, hebe ich hier nur noch einen hervor. Es wurde die Frage erörtert: „Sollen nicht die Wohlhabenderen unter unseren Gemeindegliedern zu größeren kirchlichen Beiträgen herangezogen werden?“ Bisher zahlen durchweg alle Gemeindeglieder den gleichen Beitrag; ein Zwang, eine höhere Summe beizusteuern, kann in keiner Weise auf jemand ausgeübt werden. Immerhin sollen in allen Gemeinden die Wohlhabenderen immer wieder dazu aufgefordert werden, freiwillig und regelmäßig größere Gemeindebeiträge zu zeichnen.

Daß unsere Verhandlungen morgens und nachmittags stets mit Gebet eröffnet und beschlossen wurden, brauche ich wohl kaum

zu erwähnen. Unser aller Herzen waren besonders am Schluß der Konferenztage des Dankes voll, daß der Herr unsre Gebete erhört und uns durch seine Gnadengegenwart gesegnet hatte.

Am Mittwoch abend fand in der Kirche zu Worcester ein Kindermissionsgottesdienst statt, woran sich auch die Erwachsenen zahlreich beteiligten. Am folgenden Abend war eine Missionsversammlung — ebenfalls in der Kirche —, wo außer Missionar Meisenholl der zur Erholung hier anwesende Bruder Tönjes aus Ovamboland redete und über die dortige Arbeit berichtete.

Samstag nachmittag hielt Missionar Kreft die Vorbereitungsrede für das heilige Abendmahl, das am folgenden Sonntagmorgen unter zahlreicher Beteiligung der Worcesterer Gemeinde gefeiert ward. Dann fand noch am Nachmittag eine öffentliche Danksagung statt und am Abend eine sehr zahlreich besuchte Abschiedsversammlung. Nach einer Ansprache des alten Missionars Weber I aus Sarepta ergriff ich das Wort, um mich von der Gemeinde und den Brüdern zu verabschieden. Zum Schluß sprach noch Missionar Weber II von Stellenbosch ein herzliches, warmes Dankeswort, worauf wir gemeinsam den Vers sangen: „Die wir uns allhier beisammen finden."

Dem Herrn aber sei die Ehre und der Dank für alles, was er in diesen gesegneten, ja weihevollen Tagen und Stunden an uns getan hat. Er segne auch weiter das Werk unserer Missionare in der Kapkolonie, wie er es bisher in so reichem Maße getan hat.

Inhaltsverzeichnis.



